

Wandermappe.

— Illustrierte Beilage zum —
„Gottscheer Bote“.

Nummer 14

Gottscheer, am 19. Juli

Jahrgang 1918

Frage und Antwort.

Wer hält jetzt aus
Im Sturmgebraus?
Nur der, der Gott vertraut,
Auf seine Hilfe baut.

Wer hat noch Mut,
Des Glaubens Gut
Zu schirmen wahr und treu,
Bekennen ohne Scheu?

Der Gott noch lieb,
Aus Herzens-Trieb
Als Schöpfer ihn erkennt
Und betend ihn bekennt.

Vier Jahre Weltkrieg.

Als am 26. Juli 1914 die Beziehungen Österreich-Ungarns mit Serbien abgebrochen und am 28. Juli der Kriegszustand erklärt wurde, da ging die allgemeine Rede: In vier Wochen ist der Krieg zu Ende. —

Nun sind es vier Jahre seit jenem Unglückstage für die Menschheit und wer heute bestimmt sagen könnte: „In vier Monaten ist der Krieg zu Ende“, der würde als ein Glücksprophet gesegnet werden. Menschengedanken, Menschenworte, Menschenwerke sind in diesem größten aller Kriege gründlich zuschanden geworden: eine ernste Mahnung an die kulturstolze Menschheit zur Demut und Bescheidenheit. Menschliche Kultur wird durch menschliche Barbarei wieder zerstört und zugrunde gerichtet, das ist die große Lehre, die uns aus der Kulturgeschichte aller Völker der Erde entgegentritt. Nur eine auf göttlichem Fundamente aufgebaute Kultur und Ordnung hat Bestand und

dieses einzige ewige Fundament ist Christus und sein Werk. Alles andere ist vergänglich auf Erden und was nicht auf diesem Fundamente ruht, ist dem Zusammensturze von vornherein geweiht.

Vier Jahre Weltkrieg! Und noch immer hören wir die uns feindlichen Machthaber vom „Kampf auf Leben und Tod“ bis zu ihrem vollen Siege reden, wie es Präsident Wilson am 4. Juli am Grabe Washingtons getan hat. Er lehnt jeden Vergleich, jede Verständigung ab, die nicht mit dem Siege seiner freimaurerischen und materialistischen, unchristlichen Staats- und Weltordnung endet. Nieder mit der christlich-konservativen Weltauffassung! Das stellt sich immer deutlicher als das Ziel des großen Weltkampfes dar, den die Feinde des Christentums in Frankreich und England entfesselt haben und noch weiter fortsetzen wollen bis zur Verwirklichung jenes Volairischen Spruches, der als der Inbegriff der Freimaurerziele erscheint: *Ecrasez l'infâme!* (Vernichtet die Infame, gemeint ist die katholische Kirche, als das Haupthindernis für die Feinde des Christentums).

Doch der Endsieg, von dem Wilson und unsere Feinde träumen, wird ihnen nicht zuteil werden, so viel Mittel der Bosheit, Lüge und Niedertracht sie auch anwenden mögen, wie neuestens die Ermordung des deutschen Gesandten in Moskau bekundet. Die Bosheit mag eine Zeit lang triumphieren, der Endsieg gehört der Wahrheit und Gerechtigkeit, wie wir auch an Christus selbst und an seiner Kirche sehen.

Es gibt keinen Sieg über oder ohne Christus, dem Sieger über Tod und Hölle.

Vier Jahre Weltkrieg! Wann wird er enden? Das weiß niemand außer Gott, der es uns Menschen nicht geoffenbart hat, wie lange diese schrecklichste Heimsuchung währen wird, weil wir sonst schon im ersten Kriegsjahre verzagt wären vor der Größe der Leiden und Entbehrungen, die dieser Krieg von der ganzen Menschheit fordert. Selbst aus den fernsten Teilen Asiens oder Afrikas melden Missionsberichte von der großen Teuerung und Not, die der Krieg auch dort im Gefolge hatte. Es ist eine Welthungersnot zur Zeit des entwickeltsten Weltverkehrs. Auch dieser vermag also die Menschheit nicht vor Hunger zu retten, wenn er nicht auf den sittlichen Grundfäsen des Christentums, der Nächstenliebe, sich aufbaut. Ja, alle Zivilisation nützt nichts, wenn sie nicht von christlichem Geiste erfüllt ist. Es gibt eben für die Menschheit keinen andern Weg zum Glücke als Christus und seine Wahrheit.

Vier Jahre Weltkrieg! Wer wird den Frieden bringen? Vor Jahresfrist ließ der Stellvertreter Christi sein Mahnwort zum Frieden an die Regierenden ergehen, aber es wurde von unseren Feinden nicht gehört und nicht beantwortet, während es bei unserem Monarchen ein williges, dem Frieden geneigtes Ohr fand. Seuer wollen, wie es heißt, die Neutralen eine gemeinsame Friedenskundgebung zum vierten Jahrestage des Weltkrieges an die kriegführenden Mächte richten. Ob diese mehr Erfolg haben wird als die

Papstnote? Niemand würde es mehr wünschen als der Papst selbst, der gern auch einem Wilson den Ruhm des Friedensvermittlers überlassen wollte. Aber die Aussichten auf den Frieden sind gering, so lange solche Friedensbedingungen von unseren Feinden aufgestellt werden, die nicht Friedensliebe sondern Haß und Rache atmen. Die allen unseren Feinden gemeinsame und endlos wiederholte Rede von der Vernichtung der „preussischen Militärherrschaft“, die als das Haupthindernis für die Erreichung ihrer Pläne erscheint, bekundet nicht jene Friedensstimmung, die zur Beendigung des Krieges nötig ist. Wohl beginnen auch unsere Feinde einzusehen, daß sie den Krieg mit den Waffen nicht gewinnen können und daß ihnen kein anderer Weg zum Frieden als der der gegenseitigen Verständigung bleibt, aber ihr Hochmut läßt nicht zu, daß sie diesen Weg zum Frieden betreten. Und so kostet dieser Völkerstolz noch weiter Völkerblut. Wer das Kreuz der Selbstverleugnung, des Eingeständnisses seiner Fehler, zu schwer findet, der muß das Kreuz der Sündenfolgen tragen. Nicht Stolz, sondern Demut beglückt.

Erst wenn die machtstolzen Völker und ihre Staatsmänner den Weg der Demut finden werden, sind sie auch auf dem Wege zum Völkerfrieden. Der wahre Lehrmeister der Demut aber ist Christus, ohne den es keinen Frieden gibt.

Vier Jahre Weltkrieg! Möge durch Gottes Erbarmen daran genug sein, genug der Verblendung, genug des Blutvergießens, genug des Schreckens, genug des Kummers, genug des Hungers, genug der Leiden, genug der Opfer, genug der Sünden und genug der Sühne! Es wird aber nur dann genug auch für die Zukunft sein, wenn die Menschheit im Weltkrieg endlich den Weg zu Christus gefunden hat und damit zum Frieden und Glücke.

Das Brot.

Gar Viele haben es verschmäht
Das Brot zu achten,
Und wenn der Landmann 's Korn gesät,
Gar Manche lachten.

Jetzt, in der Zeit der bitteren Not,
Wo man verschmachtet,
Ruft Reich und Arm nur nach dem Brot,
Das man mißachtet.

Und unser wahres Himmelsbrot,
Wird das geachtet?
Von wen'gen nur wird unser Gott
Darin beachtet.

Mensch und Tier im Nahrungskampfe.

Noch immer hat uns die Not der Zeit nicht so recht sparen gelehrt, noch immer verschwenden wir von den Gottesgaben.

So liegen auf dem Marktplatz allerlei Abfälle von Grünzeug, die noch ganz gut genießbar sind. Dies beweist uns ein ärmlich aber anständig gekleideter Mann, welcher die Abfallblätter des Salats aufliest und sie kurzweg verzehrt.

„Ohne Essig ißt der die Pletschen“, meint eine Kräutlerin. „Ja, und meinem Hasen frißt er das Futter weg“, klagt wieder eine arme Frau, welche die Reste und Abfälle von den Ständen der Höcker sammelt.

Bei dieser Szene, die ich selbst erlebt habe, fällt mir die Bemerkung eines alexandrinischen Schriftstellers aus der Zeit des Tazitus ein, der gleichfalls über die Germanen, also ein damals beliebtes Thema berichtend meint: „Die Germanen essen nach Mähernten Gras, ihre Pferde füttern sie mit Holz“.

Nun mag wohl durch die Übersetzung aus dem Griechischen ins Lateinische mit der Bezeichnung Gras eigentlich Grünzeug, Gemüse, gemeint sein. Auch Holz heißt es wohl statt Baumrinde, die besonders von jungen Bäumen auch heute noch von Pferden sehr gerne abgenagt wird.

Der Mann aber, der auf dem Markte Grünzeug und Salatabfälle verspeist, bestätigt ja nur die Erzählung der Alexandriner, indem er meint: „Ja, wenn ich so viel Hunger habe!“

Ja im Hunger ißt heute der Mensch dem Tiere die Nahrung weg. Während des Weltkrieges wird diese Tatsache sogar in ein geordnetes System gebracht. Wir nehmen dem Tiere im Haus, auf dem Felde und im Walde das gewohnte Futter, um uns mit ungewohnter, minderer Nahrung durchzufretten. So werden im Walde Beeren massenhaft gesammelt, die einst wenig beachtet nur den Vögeln als Futter zur Winterszeit das Durchhalten ermöglichen: Vogelbeeren, Kronawetten, Schlehen, und wie das bisher nur als Spezialität behandelte Wildobst auch heißen mag. Mit Eichen, Buchnüssen und Haselnüssen fanden auch Rehe und Hasen ihre Nahrung. Aus Tannenzapfen und Föhrenbockeln holten sich im Winter gefiederte Waldbewohner die Samenkörner. Heute werden vom Menschen über und über aufgesammelt, um im Winter den Ofen zu heizen und Feuer darin anzulegen. Die verschiedenen Beeren finden ihre mannigfachste Verwendung als Kompott, Eichen als Kaffee, Haselnüsse dienen zu Mehlspeisen — ohne Mehl zu Bäckereien. So erschweren wir dem Wilde und den Sängern des Waldes das Dasein. Sie leiden auch unter dem Weltkrieg, ebenso wie auch unsere Hausgenossen. Der kräftige Hafer wird dem Pferde entzogen, als

Haferreis soll er uns Reis ersetzen. Rüben, die nur als Rohfutter sonst Verwendung fanden, sind eine feine Speise, die uns vielenorts sogar nur mit Marken zugänglich und zugemessen wird. Kartoffeln, die so selten mißraten, uns aber just im Weltkrieg im Stiche lassen, sind rar und wir können die Schweine nicht damit mästen. Gerstenschrott diene zur Mast von Kindern, zur Kräftigung der Milchgabe und auch für Geflügelmast. Um dem Hunger zu entgehen, entziehen wir nicht nur viele Futtermittel der Nahrung der Tiere, diese müssen auch noch mancherlei andere Entbehrungen erdulden, um Kleidung und sonstige Lebensbedürfnisse des Menschen, wenn auch nicht voll zu befriedigen, so doch halbwegs stillen zu können. So müssen Nesseln gesammelt werden, um Bekleidungstoffe daraus zu erzeugen, verschiedene Futteramen, wie Sonnenblumenkerne, Kürbiskerne werden zur Ölgewinnung verwendet, um technische Zwecke erfüllen zu helfen.

Selbst Dinge, die einst ganz nutzlos schienen und im Frieden bei Seite geworfen wurden, wie die Rückstände bei der Wein- und Mosterzeugung, geben heute wertvolles Material.

Der Kampf der Menschen in der Ernährung gegen das Tier, geht aber noch weiter bis zur Frage, „ob mehr Menschen oder mehr Tiere.“

So zwingen uns die Verhältnisse, Pflanzen anzubauen, um wichtige Rohstoffe im Lande selbst erzeugen zu können. Es wird da nicht nur Stoff, sondern auch Arbeitskraft der Tierzucht entzogen. So ergibt sich die Notwendigkeit, wieder Weidenkulturen einzurichten, Tabak anzubauen, ebenso Baumwolle. Versuche mit dieser haben in Ungarn sehr günstige Ergebnisse geliefert.

Damit wird aber wieder die Erzeugung anderer Nahrungspflanzen gemindert u. zur Einschränkung der Viehhaltung gedrängt. Eine Lehre ergibt sich aus all dem für die Zeit des Friedens und den Rest der Kriegszeit.

Wir müssen eben unsere Landwirtschaft ertragreicher machen und wir können dies auch. Viel muß dazu auch die Düngung beitragen. Und da stellt sich die Frage, soll der Kloakeninhalt der großen Städte auch fernerhin unbenützt bleiben, sollen wir unsere Flüsse mit dem Schwemmsystem weiter verpesten, die Fische absterben und Millionen unbenützt liegen lassen? Eine andere Frage, die nicht mehr neu ist, aber ewig ungelöst bleibt. Schon Viktor Hugo warnte: „Der Hunger wird sich aus unseren Furchen, die Seuche aus unseren Flüssen erheben.“ Man war bisher in dieser Frage zu modern, der Kunstdünger und die Zufuhr von Düngemitteln aus exotischen Ländern, namentlich Südamerika, ließ uns das Naheliegende vergessen und so wurden wir nicht nur im Getreidebezug sondern auch in der Erzeu-

gung desselben im Inlande vom Auslande abhängig. Selbst Bewässerungspläne wurden mit dem Hinweis auf Kunstdünger abgelehnt. So sollte das Marchfeld bei Wien nach ausgearbeiteten Plänen von der March her, und auch in Verbindung mit dem Donau-Oder-Kanal bewässert werden. Es sollte dem Nildelta gleich ein Paradies werden, aus welchem die Millionenstadt Wien nicht nur Getreide, Obst, Gemüse, Kartoffeln erhalten sollte, sondern auch für Viehmästung, für Geflügel Raum sein sollte. Die Projektanten selbst waren ja vom Nil und vom Suezkanalbau gekommen, hatten als Ingenieure dort beobachtet und wollten das Resultat ihrem Vaterlande bei der Heimkehr dienstbar machen. Aber damals in den 70er Jahren war noch die Kaiser Ferdinands-Nordbahn allzumächtig; sie sah im Donau-Oder-Kanale eine Konkurrenz und so mußte dieser sowie alles, was mit ihm im Zusammenhange stand, verschwinden. Die Millionenstadt Wien ist eben nicht nur im Brotbezug, im Fleische, sondern auch mit der Obst-, Gemüse-, Frühkartoffelversorgung von Ungarn abhängig, welches sich uns zur Zeit der Not gegenüber absperrt. Ein weiterer Mahnruf für die Friedenszeit.

Die Fleischnot wird in der ersten Friedenszeit sich selbst dann fühlbar machen, wenn es genügend Zufuhren nach Europa gibt. Vorerst mag wohl das heimische Schweinefleisch am schnellsten wieder auf dem Markte unterkommen, während die Rinderzucht einige Jahre Zeit braucht, um wieder auf die Höhe zu kommen.

Die Landwirtschaft wird nach dem Kriege auf dem Arbeitsmarkte der Industrie Konkurrenz machen. Es wird lebhaft Nachfrage nach Arbeitskräften sein. Während aber in den größeren Städten heute schon Vorsorge für Wohnung der Industriearbeiter getroffen wird, vernimmt man nichts von Vorkehrungen über die Zuführung von Arbeitskräften für die Landwirtschaft und für deren entsprechende Unterkunft und Versorgung.

Unsere erste Aufgabe muß aber die Erledigung der allgemeinen Magenfrage sein, damit lösen sich viele andere Fragen von selbst.

Ich erinnere mich heute immer an die Unterhaltung mit einem Amerikaner an dem Ufer von St Wolfgang 1910. Dieser hielt dort in der Mittagspause uns einen Vortrag über die Bedeutung von Amerika. Sein Hauptsatz gipfelte in den Worten: „Wenn wir Amerikaner und die Russen auch Europäern nicht senden — müßt ihr verhungern!“

Daß in diesen wenigen Worten der wichtigste Programmpunkt für die Führung eines kommenden Weltkrieges gelegen sei, wollte ich damals nicht einmal ahnen.

Vom Absterben.

Bekanntlich kostet auch das Sterben Geld. Wenn hinterher ihm großer Pomp gesellt; Doch Güter aller Art wird sich erwerben, Wer es versteht, der Sünde abzusterben.
J. Bergmann.

Zeitgeschichtchen.

— Wie man das Volk bewuchert. Darüber wird im „Kärntner Tagblatt“ berichtet: Schreiber dieses hatte seinerzeit etwa 100 Liter Most brennen lassen. Er erhielt daraus nicht ganz 8 Liter ausgezeichneten, sehr starken Schnaps. Was kostet nun heute 1 Liter Brantwein? (Und meist was für einer!) Im Herbst kostete 1 Liter gemeinen Schnapses 30 K, jetzt verlangt man gar schon 40 K! Rechnen wir 100 Liter Most zu 50 K, Steuer 25 Kronen, für Holz und Arbeitslohn pro Liter 3 K = 24 K, so ergibt sich die Summe von 99 K. Und für 8 Liter Brantwein würde man, den Liter zu 30 K gerechnet, 240 K erhalten, zu 40 K sogar 320 K. Woraus zu ersehen, wie man heute das Volk bewuchert!

— Hunderttausendkronenfund in einer Listkammer. In der Listkammer der Budapestener Börse wurde kürzlich ein Paket mit 100.000 K Inhalt gefunden. Lange konnte man den Eigentümer des Geldes nicht eruieren, als sich herausstellte, daß die 100.000 K dem Börsekommissär Berger gehörten und er sie einem Galopin übergeben hatte, damit er sie auf einer Bank deponiere. Der Diener hatte jedoch das Geld unterschlagen und in der Listkammer versteckt.

— Das Gernalser Maria-Theresien-Schlößel geht seinem Ende entgegen. Unlängst fand der Massenauszug sämtlicher unfreiwilliger Parteien des alten Gebäudes statt. Es waren Flüchtlingsparteien, Familien, die seit 3 Jahren dort eine Unterkunft hatten und nun wieder in ihre Heimat zurückkehrten. Das Maria-Theresien-Schlößel ist eines der historisch denkwürdigsten Häuser des alten Gernal. Nach dem Tode der großen Kaiserin, der das Schlößel gehörte und von dem die Chronik berichtet, daß aus dem Garten des Schlößels ein Wäldchen nicht weit vom Lustschloß Schönbrunn geführt habe, ging das Haus in privaten Besitz über. Vor kurzem wurde es an die Allgemeine Depositenbank in Wien verkauft, welche hier ein großes Bankgebäude errichten will.

— Kriegs-Kummel in Amerika. Aus Newyork wird mitgeteilt, daß innerhalb des nächsten Jahres ungefähr 1.600.000 Mann einberufen werden. Man muß sich aber dort viel Mühe nehmen, um Mannschaften zu finden, und die Kriegspropaganda muß sehr erfinderisch sein, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Unter anderen soll auch folgendes Mittel helfen. Auf dem „Union Square“ in Newyork ist ein riesiges hölzernes Kriegs-

schiff, in dem Anmeldungen von Freiwilligen für die Marine angenommen werden. Große Autos mit Musikkapellen, die zur Anlockung von Rekruten dienen, fahren ab und zu und sollen so den Kriegs-Kummel vergrößern helfen.

— Opfer des Krieges. Das Stift St. Florian in Oberösterreich dürfte wohl bei der Binnrequisierung die größten Binnpfeifen geopfert haben, die der Orgel des Stiftes entnommen wurden. In der rechten und linken Mitte des zweiteiligen Orgelprospektes waren je fünf riesige Binnpfeifen eingebaut, deren größte — sie gab den tiefen D-Ton — eine Länge von 32 Fuß (10 Meter), einen Umfang von 54 Zoll (1.4 Meter) und einen Durchmesser von 17.5 Zoll (45 Zentimeter) hatte. Ihr Metallgewicht betrug 240 Kilo besten englischen Zinns. Bei der Gelegenheit sei erwähnt, daß die altberühmte Florianer Stiftsorgel mit 74 klingenden Registern, 688 Holz- und 4542 Binnpfeifen so ziemlich die größte Orgel in ganz Österreich war. Für alle Zeiten wurde sie berühmt, seit dort einer der größten Söhne Oberösterreichs, der Tonherrs Anton Bruckner, als Organist wirkte.

— Pfingstverkehr in München. Trotz der Teuerung auf allen Gebieten war der Verkehr in München an den Pfingstfeiertagen doch ein sehr großer. Ein Münchner Blatt erzählt u. a.: Im Ausharren vor den dichtbelagerten Bahnsteigöffnungen und in den stundenlang in den Bahnhöfen stehenden überfüllten Zügen bewiesen die Reisenden unter dem Zwange der Verhältnisse eine Geduld, die man im Frieden nie und nimmer erwartet hätte. Wurden aber einmal die Gittertüren geöffnet, an denen übrigens auch Soldaten Kontrolldienst verrichteten, war alle Vernunft im Nu geschwunden und die Züge wurden buchstäblich gestürmt. Im Starnberger Sommerbahnhof wurde am Samstag das Bahnsteiggeländer buchstäblich über den Haufen gerannt. Man muß sich wundern, daß sich dabei keine ernstere Unfälle ereignet haben. Dagegen wurde einem jungen Burschen in der Halle des Hauptbahnhofes beim Ansturm auf den Holzkirchner Abendzug der rechte Arm abgedrückt. Der Bahnhof mußte wiederholt gesperrt werden. In der Nacht zum Sonntag fanden sich die ersten Reisenden schon um 12 Uhr unten den Arkaden am Bahnhofsplatz ein. Als der Bahnhof um halb 3 Uhr geöffnet wurde, standen die Züge, die zwischen 5 und 7 Uhr in den Hauptrichtungen abgingen, schon bereit. 3—4 Stunden hielten die Reisenden, die sofort einsteigen konnten, dann geduldig bis zur Abfahrt in den Zügen aus, froh darüber, daß sie ihre Pfingstfahrt nun überhaupt antreten konnten. Am Freitag sind nach ziemlich verlässigen Schätzungen vom Münchner Hauptbahnhof aus etwa 40.000 Personen, am Samstag, Sonntag und Montag je 70.000 Personen abgereist.

Schwester Anna.

Erzählung aus dem Leben
von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

„Fräulein Anna, — können Sie denken, daß —“, rief Oskar Wallner.

Anna Walter unterbrach ihn; „Sie sind gut und treu, Oskar, das weiß ich. Aber des Schicksals Wege sind dunkel und verschlungen. Ist in zwei Jahren alles so wie heute zwischen uns und um uns, so klinge freudig mein ja. Und das ist mein letztes Wort, Oskar Wallner, seien Sie mir nicht gram darob.“

Der junge Mann hatte sich erhoben; er sah traurig aus. „Ich will dies Wort im Gedächtnis behalten,“ sagte er. „Lassen Sie mich denn mit dem Dank für das Gute scheiden, für das Glück, das Sie mir in dieser Stunde beschert. Gott walte darüber.“

„Er walte über uns,“ wiederholte die Matrone, „walte auch über unsern Lieben in der Ferne, über unsern Julius.“

Oskar Wallner verabschiedete sich von den beiden Frauen, es war ein herzliches Lebewohl. Jetzt ging auch Anna.

Die Mutter hielt sie zurück. „Du willst fort, Anna,“ — fragte sie ängstlich, „ohne mir Trost gegeben zu haben, wie wir die Möglichkeit finden, deinem Bruder in seiner peinlichen Lage beizustehen?“

Ein Seufzer entrang sich der Brust des jungen Mädchens, es fiel ihr augenblicklich schwer, auszusprechen, was der Mutter zur Antwort dienen sollte. „Zweihundert Mark sind nötig, schreibt Julius; Sorge nicht Mutter, er wird dieses Geldes halber nicht seine Ehre einzusetzen brauchen, wird keine Trübnis seines erhofften Glückes erfahren. Schon morgen in der Frühe, sobald ich Zeit zum Ausgang finde, sende ich ihm den Betrag.“

„Anna!“ halb erschrocken, halb freudig starrte die Witwe das junge Mädchen an. „Ach ich verstehe, du willst deine gnädige Frau bitten —“

„Nein,“ unterbrach Anna die Mutter, — „Frau Heß wäre die Letzte, die ich mit solchen Dingen angehen würde; sie würde darin ein Recht finden, auch mich ihre Laune und vor allem ihr Mißtrauen fühlen zu lassen, gegen die mich zu schützen, ich durch mein Verhalten der Dame gegenüber bis jetzt so ziemlich verstanden. Aber Sorge nicht Mutter, schloß sie, — Julius nächstes Schreiben wird dir künden, daß alles geordnet.“

Eilig nahm sie von der Mutter Abschied, ohne ihr zu weiteren Fragen Zeit zu lassen. Mit inniger Liebe blickte ihr die

Mutter nach, „Gott segne sie,“ sagte sie unbewußt mit lauter Stimme, als wolle sie dem Herzen Luft machen. Und dann weiter in Gedanken: Zweihundert Mark, eine große Summe; und Anna sprach so zuversichtlich, das ist kein Zweifel, Julius wird das Geld erhalten, — aber wo mag Anna es aufreiben? Eines bin ich gewiß, — woher sie die Summe auch verschaffen mag, — es wird keine Quelle sein, wo die Mutter zu erröten braucht.

Frau Ella von Heß, die Witwe eines vor einigen Jahren verstorbenen Bankiers, bereitete sich zu einer Gesellschaft vor. In lichtem Gewande von schwerer Seide weilte die bereits in den dreißiger Jahren stehende Dame, des Wagens harrend, im prunkhaft ausgestatteten Familienzimmer, ihre beiden Kinder, ein Knabe von acht Jahren und ein um zwei Jahre jüngeres Mädchen, befanden sich bei der Mutter. Auch Anna Walter war anwesend; sie hatte der Gnädigen beim Ankleiden geholfen und nun das Zubettgehen der Kleinen zu besorgen. — Die Stellung des jungen Mädchens im Heßschen Hause war eine ganz eigenartige. Sie stand dem Hauswesen und der Pflege der Kinder vor, hatte die Toilette ihrer Dame zu verwalten und erfüllte dieses Amt mit angeborenem Geschick. Die Witwe war froh, eine solche Stütze gefunden zu haben, der auch die Kinder von Herzen zugetan waren. Die bescheidene, und doch jede Unbill ernst zurückweisende Art des jungen Mädchens flößten ihr eine gewisse Achtung ein und ließen sie Aufwallungen der bösen Laune und unberechtigten Mißtrauens, wie sie bei Ella von Heß nur allzuhäufig vorkamen, unterdrücken.

Die Herrin Annas erschien trotz ihrer entchwundenen Jugend noch immer eine ermunternde Erscheinung, zumal im Licht der Kronleuchter; da glätteten sich die Falten der Stirne, da ebnete sich ein bedenklicher Zug um die Lippen, der zu Hause in unbewachten Augenblicken seine Rinnen im Antlitz der Dame grub; ein Deuter hätte sie böseartig nennen können, — aber das war nicht der Fall. Ella von Heß, leichtlebig und augenblicklichen Stimmungen unterlegen, besaß im Grunde einen guten Charakter, — die Furchen des Antlitzes, die immer weniger die Kunst zu bannen vermochte, — es waren Mahnungen der Sorge. Das Bankhaus Gottfried von Heß hatte in den letzten Lebensjahren des Besitzers schwere Verluste erlitten, geheime Spekulationen sie zu decken, verunglückten. Bei dem Tode des Gatten wäre die Witwe immerhin noch eine wohlhabende Frau gewesen,

hätte sie sich verstehen können, die Gewohnheiten des Reichthums, in dem sie bisher gelebt, zu beschränken, der Sucht nach äußerem Glanz und Schein zu entsagen. Schon sicherte es ein wenig in der Öffentlichkeit durch, daß Ella von Heß in verschiedenen Magazinen der Stadt Schulden habe, deren Bezahlung oft erst in langer Zeit und auf Mahnung erfolge.

„Anna,“ wandte sich die Dame zu dem jungen Mädchen, „holen Sie mir doch aus meinem Schmuckkasten die kleine, alttümliche Brosche, ein Erbstück der Familie Heß mit dem Wappen des Hauses. Sie brachten mir das Schmuckstück vor einigen Tagen, als ich es dem Professor Offner zeigte nebst dem Schmuckkasten, und ich legte es nach dem Fortgang des Herrn wieder in die kleine Truhe. Nun hat mich auch ein anderer gelehrter Herr, der heute Abend bei Geheimrat anwesend sein wird, und der sich für solche Dinge interessiert, um Besichtigung gebeten, und ich meine, ich stecke die Brosche, obwohl sie recht unmodern, vor; sie paßt im Grunde gut zu meiner Toilette. Bringen Sie gleich das Kästchen selber mit,“ fügte Frau Ella hinzu, „vielleicht findet sich sonst noch zu der Brosche passendes.“

„Ich hole es, gnädige Frau,“ erwiderte das junge Mädchen in ihrer freundlichen Weise. Wie die ganze Garderobe der Herrin befand sich auch der kleine zierlich gearbeitete Koffer, der Frau Ellas Schmucksachen enthielt, in Annas Verwahrung, die sogar einen zweiten Schlüssel zu dem kunstvoll gefertigten Schloß besaß.

In kurzer Zeit war sie zurück und stellte den kleinen Schrein auf die Marmorplatte des Konsols unter dem hohen Spiegel, vor dem eben die „Gnädige“ ihre glänzende Erscheinung bewunderte. „Mein Schlüssel liegt in meinem Schreibtisch,“ sagte Frau Ella, — „nehmen Sie Ihren, Sie tragen ihn ja der Vorsicht halber stets bei sich.“

„Ich bemerkte dies der gnädigen Frau gleich, da mir mit dem Kästchen auch der Schlüssel anvertraut ward,“ erwiderte Anna, indem sie aus einer kleinen Innentasche des oberen Teils ihres Kleides ein vergoldetes Schlüsselchen entnahm, das an zwei Haken befestigt, sich unmöglich lösen konnte. Frau Ella schloß selber auf. Im Lichte des Kronleuchters funkelte und blickte es aus dem Innern hervor, ein kleines Vermögen an Wert.

Die beringte Hand der Witwe wühlte in dem Geschmeide herum, warf es durcheinander, — wieder und wieder, ihr Antlitz nahm einen finsternen Ausdruck an, — hart klang ihre Stimme: „Die Brosche ist

nicht mehr im Kästchen, Fräulein Anna.“ „Nicht?“ eine leicht erklärliche Bewegung des Erschreckens ergriff Anna Walter.

„Befindet sich nicht im Kästchen,“ wiederholte Frau Ella scharf, und die Augen der Dame richteten sich durchbohrend auf die vor ihr Stehende, die im Widerschein höchster Erregung leichenblau geworden war. Und ohne ihr Zeit zum entgegen zu lassen, fuhr sie fort, mehr und mehr in Hitze geratend, „außer mir hat keiner den Schlüssel als Sie, Fräulein; — daß eine fremde Hand das Kästchen geöffnet, ist, Sie werden es zugeben, völlig ausgeschlossen. Sie sind mir verantwortlich, Fräulein Anna Walter, Sie allein müssen wissen, wo die Brosche geblieben, und wenn Sie es nicht wissen, — nicht wissen wollen, — so wird morgen die Polizei benachrichtigt. — Also reden Sie!“

Mit Ausbietung ihrer ganzen Willenskraft hatte Anna ihre Fassung erlangt, nur das leichte Beben ihrer Stimme verrät, was in ihrer Seele vorging.

„Es ist nicht das erste Mal, gnädige Frau,“ nahm das junge Mädchen das Wort, „daß Sie Verdacht gegen Angehörige Ihres Hauses aussprechen, der sich als unbegründet oder wenigstens beweislos erwies; lassen Sie mich ohne Born und Kränkung ein Wort zu Ihnen reden. Mein Vater war fast fünfzig Jahre lang ein treuer Diener der Stadt, meine Mutter ist das Muster einer frommen, ehrbaren, bürgerlichen Frau. In Ehrfurcht vor dem Herrn des Himmels dem Allwissenden, bin ich erzogen; und bei ihm, bei der gnadenreichen Mutter Gottes schwöre ich — meine Hand ist rein, — rein mein Gewissen, und nun frage ich Sie, Auge in Auge: halten Sie mich für eine Diebin?“ Frau Ella suchte dieser Frage auszuweichen. Da ward die Thür des Zimmers geöffnet. Ein junger Mensch, in dunkler Livree mit rötlich blonden Haaren und einem Fuchsgezicht, stand auf der Schwelle; daß er draußen gehorcht, verriet der spöttische Blick, den er Anna zuwarf. „Gnädige Frau, der Wagen ist vorgefahren.“

„Ich komme.“ Mit eigener Hand hing Frau Ella sich den langreichenden Abendmantel von firschrotem Samt um und schickte sich zum Gehen an.

„Bringen Sie die Kinder zu Bette,“ befahl sie Anna, „morgen früh wird sich das weitere finden.“

„Ich bringe die Kinder zu Bette, gnädige Frau, und verlasse noch in derselben Stunde Ihr Haus.“

„Ich kann Sie nicht halten,“ meinte Frau Ella; „wäre ich nicht in Eile, könnte ich veranlassen, daß man von amtlicher Seite aus Sie am Gehen, oder durch vor-

läufigen Gewahrsam verhindert, daß ein verschwundenes Schmuckstück nicht weiter verschwindet.“

So aus tiefster Seele heraus schrie die Aufschrei der Beschuldigten, daß Frau Ella von Heß vorzog, eilig das Zimmer zu verlassen. Der Diener Joseph folgte der Herrin, um sie in den Wagen zu heben. * * *

Es war schon spät abends, als eine Droschke vor dem bescheidenen Hause hielt, in dem die Frau Kanzleirat Walter das Erdgeschoß bewohnte. Die Witwe, schon im Begriff, sich zur Ruhe zu begeben, hatte auf das Fuhrwerk nicht Acht. Erst als die Schelle ihrer Wohnung gezogen ward, mußte sie, daß es ihr galt. Überrascht, mit einem gewissen Gefühl der Angst, öffnete die Matrone, — war es am Ende gar der Sohn, der Gründe hatte, seinen Aufenthalt plötzlich zu verlassen? Bei dem Schein der im Hausgang angebrachten Lampe erkannte sie ihre Tochter. Hinter dem jungen Mädchen trug der Wagenlenker den Koffer der Insassin und setzte ihn auf den Flur der Wohnung nieder.

„Anna, — Du?“ rief die Mutter in höchster Bestürzung, „du kommst zu so später Stunde — und dein Koffer den du mitführst — um Gotteswillen, was ist geschehen?“

„Nichts von Bedeutung, liebe Mutter,“ erwiderte der späte Gast, des Rutschers halber, „du brauchst dich nicht aufzuregen.“ Ein Mutterauge sieht scharf, die Blässe ihres Kindes, das Ausdrück der noch nicht überwundenen furchtbaren Erregung widersprach dem erzwungenen heiteren Ton, in dem sie die Frage beantwortete.

Der Rutscher ward entlohnt und fuhr von dannen. Mit liebender Sorge umfaßte die Matrone die Tochter und führte sie ins Zimmer. Bis jetzt hatte Anna sich aufrecht erhalten, — nun verließ sie die Kraft, ein konvulsivisches Schluchzen erschütterte ihre Brust. — Hastig, mit zitternder Hand hatte die Witwe Licht angezündet, nun eilte sie ganz bestürzt zur Tochter zurück. „Mein liebes Kind, — was hat man dir getan?“

Es dauerte eine Weile, ehe Anna zu antworten vermochte. „Frau von Heß hat mich des Diebstahls beschuldigt, und ich habe ihr Haus verlassen.“

Mit großen Augen starrte die Matrone Anna an. „Mein Kind, meine Tochter eine Diebin?“ fragte sie. „Es gibt noch eine Gerechtigkeit bei Gott und auch wohl bei den Menschen; sie zu fordern, sind wir dem Andenken deines Vaters schuldig. Sei ruhig, Anna, morgen in der Frühe gehen wir —“

„Wer weiß, ob nicht morgen in der Frühe schon das Gericht an unserer Thür klopft?“ unterbrach das junge Mädchen die Mutter.

„Anna! — Aber um was handelt es sich denn eigentlich?“ forschte Frau Walter, — „kann nicht ein Irrtum, eine Vergeßlichkeit deiner gnädigen Frau vorliegen?“

„Weiß ich es?“ erwiderte Anna. „Ich will dir berichten, was vorgefallen. Als Hüterin des Schmuckkastens der Frau v. Heß, zu dem die Dame mir sogar den Schlüssel anvertraut, den Schlüssel, der keinen Augenblick von mir kam, ist daraus ein Kleinod verschwunden, eine altertümliche Brosche, die sie kürzlich dem Schrein entnommen und wieder darin geborgen haben will. Mich macht sie dafür verantwortlich; fehlt das Schmuckstück und ist die Angabe der Besitzerin wahr, kann keine andere die Diebin sein — als ich.“ Und der lautlos horchenden Mutter berichtete Anna Walter nun, was zwischen ihr und der Bankierswitwe vorgefallen.

Mit keiner Silbe hatte die Frau Rätin ihre Tochter unterbrochen; aber plötzlich war die Matrone jäh zusammengefahren wie von einem jähen bösen Gedanken erfaßt. — Nun war Anna zu Ende und lehnte sich erschöpft in den Stuhl zurück; dann erst kam es halblaut, als fürchte sie sich vor den eigenen Worten, von den Lippen der Matrone:

„Anna, mein Kind, — wir sind allein; keiner hört uns als Gott; vergiß nicht, daß eine Mutter zu dir spricht, eine Mutter voller Liebe und Nachsicht für ihr Kind, — selbst für ein verirrtes. Und es gibt im Menschendasein Verirrungen, die ein guter Zweck nicht zu entschuldigen, aber deren Schwere doch zu mindern vermag. Anna, sei wahr in dieser Stunde, wahr wie stets von Kindheit auf.“

Verständnislos blickte das Mädchen Frau Walter an. „Was willst du wissen, Mutter?“

„Als ich dir die Notwendigkeit berichtete, unserm Julius in seiner peinlichen Verlegenheit mit einer größeren Summe auszuweichen — da stelltest du deine Hilfe für den Bruder in Aussicht. Deine bestimmte Zusage erstaunte mich, mein Kind,“ fuhr die Matrone fort, „wußte ich doch, daß bei den Opfern, die du für die Mutter bringst, größere Ersparnisse bei deinem nicht allzu hohen Gehalt keine Möglichkeit für dich sein konnten. Und nun gar zweihundert Mark. Dich drängte die Zeit, und du bleibst mir die Erklärung schuldig. Seit jenem Tage sah ich dich nicht mehr, Anna, — wenn schwesterliche Liebe, — die Liebe zur bangenden, sorgenschweren Mutter dich verleitet haben könnte —“ (Fortsetzung folgt.)

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

(Vom 16. bis 31. Juli.)

16. Dienstag. Fest Mariä vom Berge Karmel. (Skapulier-Fest.) Stephan, Abt († 1134); Rainildis, Jungfr. und Märt. († 680); Ceslaus. — Erstes Viertel um 8 Uhr 25 Min. morg. — 17. Mittwoch. Alexius, Bf. († 417); Marcellina, Jungfr. († 398); Leo IV., Papst († 855). — 18. Donnerstag. Kamill v. Lelli, Ordensstift. († 1614); Friedrich, Bf. und Märt. († 838); Arnold, Bf. († 843); Symphorosa mit ihren 7 Söhnen († um 120). — 19. Freitag. Vinzenz v. Paul, Ordensstift. († 1660); Aurelia, Jungfr. und Märt. († 856); Alfred, König. — 20. Samstag. Hieronymus Nemiliani, Ordensstift. († 1537); Margarita, Jungfr. und Märt. († 275); Elias, Prophet.

21. Sonntag. (9. n. Pfingsten.) Evang. (Luk. 19, 41—47): Jesus weint über die Verblendung und Verstockung der Stadt Jerusalem und sagt ihr Schicksal voraus. — Praxedis, Jungfr. († 250); Arbogast, Bf. († 878); Olga, Fürstin († 969).

22. Montag. Maria Magdalena, Bisherin († 1. Jhrd.); Plato, Märt. († 302). — 23. Dienstag. Apollinarius, Bf. († 101); Viborius, Bf. († 396).

Sonnenaufgang um 4 Uhr 18 Min., Untergang um 7 Uhr 54 Min., Tageslänge 15 St. 36 M. — Vollmond um 10 Uhr 35 Min. abends. — 24. Mittwoch. Christina, Jungfr. und Märt. († 300); Franz Solan, Bf. († 1640). — 25. Donnerstag. Jakob der Ältere, Apostel († 44); Christophorus, Märt. († 251); Magnerich, Bf. († 596). — 26. Freitag. Anna, Mutter der sel. Jungfrau Maria; Balens, Bf. († 531). — 27. Samstag. Pantaleon, Arzt und Märt. († 305); Berthold, Abt († 1142).

28. Sonntag. (10. n. Pfingsten.) Evang. (Luk. 18, 9—14): Jesus lehrt im Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner, daß nicht stolze Selbstgerechtigkeit, sondern demütige Bußgesinnung bei Gott Gnade findet. — Viktor I., Papst († 202); Nazarius und Celsus, Märt. († 68); Innozenz, Papst († 417).

29. Montag. Martha, Jungfr. († 1. Jhrd.); Felix II., Papst und Märt. († 365); Beatrix, Jungfr. und Märt.; Olaf, König und Märt. († 11. Jhrd.); Urban II., Papst. — 30. Dienstag. Abdon und Sennen, Märt. († 250); Julitta, Märt. († 305). — Letztes Viertel um 3 Uhr 14 Min. abds. — 31. Mittwoch. Ignatius v. Loyola, Ordensstift. († 1556); Germanus, Bf. († 489). — Sonnenaufgang um 4 Uhr 47 Min., Untergang um 7 Uhr 47 Min., Tageslänge 15 St. 18 M.

Gedankensplitter.

Salz nicht den Tod für bitteres Misk. Er ist ein sel'ger Engelskuss.

26. Juli.

Fest der hl. Mutter Anna

(Evangelium Matthäus 13, 44—52.)

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern dieses Gleichnis: Das Himmelreich ist gleich einem Schatze, der im Acker verborgen ist; wenn diesen ein Mensch findet, hält er ihn geheim und geht in der Freude darüber hin und verkauft alles, was er hat, und kauft jenen Acker. Abermals ist das Himmelreich gleich einem Kaufmanne, der gute Perlen sucht. Wenn er aber eine kostbare Perle findet, geht er hin, verkauft alles, was er hat und kauft sie. Abermals ist das Himmelreich gleich einem Netze, das ins Meer geworfen wird und aller Art Fische einfängt. Wenn es angefüllt ist, zieht man es heraus, setzt sich an das Ufer und sammelt die guten in Gefäße, die schlechten aber wirft man hinaus. So wird es auch am Ende der Welt gehen. Die Engel werden ausgehen und die Bösen aus der Mitte der Gerechten absondern und sie in den Feuerofen werfen, da wird Heulen und Zähneknirschen sein. Habt ihr das alles verstanden? Sie sprachen zu ihm: Ja! Und er sprach zu ihnen: Darum ist jeder Schriftgelehrte, der über das Himmelreich unterrichtet ist, einem Hausvater gleich, der aus seinem Schatze Neues und Altes hervorbringt.

Erklärung.

Eine Reihe herrlicher Gleichnisse Jesu führt uns die Kirche am Feste der heil. Anna vor Augen, die uns die hohe Bedeutung dieser großen Heiligen versinnbilden sollen. „Das Himmelreich ist gleich einem Schatze, der im Acker verborgen ist.“ In jedem Heiligen, ja in jedem wahren Christen ist ein Stück Himmelreich, das Reich Gottes, das Reich der Gnade, das Reich der Tugend, die für den Himmel befähigt. Dieses Reich Gottes in uns gleicht einem verborgenen Schatze, den Gottes Auge oft nur sieht. Um diesen Schatz in den Menschenseelen zu kaufen, kam Gottes Sohn auf diese Erde, den Acker Gottes, und gab alles, sein Leben und sein Blut hin.

Auch die hl. Mutter Anna ist ein solcher Schatz in Gottes Auge, erkaufte mit dem Blute Jesu, ihres göttlichen Enkelkindes. Das Reich Gottes, die Gnade Gottes muß uns aber auch selbst wertvoll wie ein Schatz sein, für den wir alles hingeben müssen, um ihn zu erwerben. So haben es die Heiligen getan, denen nichts auf Erden höher galt, als der Schatz, den unser hl. Glaube, die Kirche Christi, das Reich Gottes, in sich birgt.

Christus vergleicht das Himmelreich weiter mit einer kostbaren Perle. Solchen Perlen gleichen die Heiligen Gottes, auf welche auch die Kirche diesen Vergleich anwendet. Christus ist der Perlenfucher, der in diese Welt kam, um Perlen zu suchen. Leider findet er ihrer so wenige.

Aber selbst die wenigen, die er findet, sind ihm sein kostbares Blut wert, mit denen er sie am Kreuze erkaufte und aus der Knechtschaft des Satans erlöst hat. Der hl. katholische Glaube, die hl. Sakramente sind ebenfalls solche kostbare Perlen, die zu erlangen uns alles andere auf Erden feil sein soll. Denn es gibt nichts Kostbarereres als den katholischen Glauben, der eine Perle aus dem Himmel ist, die unsere Seele zieren muß, wenn wir Eintritt finden sollen in die himmlische Stadt Jerusalem.

In einem dritten Vergleiche weist uns Christus auf die Guten und Gerechten hin, die zu gewinnen der Gotteslohn auf die Erde kam. Er vergleicht seine Kirche mit einem großen Netze, das er, der Menschenfischer, durch seine Apostel und ihre Nachfolger ins Meer der Menschheit auswirft, um Fische zu fangen. Viele Fische gehen in dieses Netz, gute und schlechte. Aber nur die guten kann er brauchen für das Himmelreich. Er, der Menschenfischer, sitzt als Richter am Ufer der Ewigkeit und sammelt die guten Fische, die Frommen und Gerechten in die Gefäße zur Aufbewahrung für das ewige Leben; die schlechten aber wirft er hinaus, um sie dem ewigen Verderben zu überliefern.

„So wird es“, fügt Christus hinzu, „auch am Ende der Welt gehen.“ „Die Engel werden ausgehen und die Bösen aus der Mitte der Gerechten absondern und sie in den Feuerofen werfen, da wird Heulen und Zähneknirschen sein.“

Christus verweist damit auf das letzte Gericht, bei dem erst die volle Erkenntnis und Absonderung der Gerechten und der Bösen erfolgen wird. Vorher kann niemand mit absoluter Gewißheit sagen, wer unter die Gerechten Gottes zu zählen ist. Nur die Kirche, der Christus seinen besonderen Beistand verheißen hat, daß sie nicht irren könne, kann mit Bestimmtheit sagen, wer als Gerechter, als Heiliger Gottes zu betrachten ist. Das geschieht durch die Heiligsprechung oder öffentliche und uralte Verehrung als Heilige, wie dies z. B. bei der hl. Mutter Anna der Fall ist.

Christe Vergleiche sind so einfach, schön und gemeinverständlich, daß das Volk leicht ihren herrlichen und tieferen Sinn begreift. Dennoch bedarf manches darin einer Erklärung. Deshalb fragt Christus die Apostel, ob sie dies alles verstanden haben und sie antworten: „Ja.“ Darauf erwiderte Christus mit dem Hinweis auf die Bedeutung des Wissens in der heil. christlichen Religion, des Wissens über das Himmelreich: „Darum ist ja der Schriftgelehrte, der über das Himmelreich unterrichtet ist, einem Hausvater gleich, der aus seinem Schatze Neues und Altes hervorbringt.“

Ja, wer über das Himmelreich, über Gott und die göttlichen Wahrheiten unterrichtet ist, gleicht einem Hausvater, der

aus diesem Wissen, das er als seinen größten Schatz betrachtet, für sich und die Seinen aus den alten Wahrheiten immer neue Lebensweisheit hervor, um daraus Nutzen für Zeit und Ewigkeit zu ziehen.

Das sehen wir auch an St. Anna, die wir mit dem Buche der Hl. Schrift, Maria unterweisend, so oft abgebildet finden.

Nehmen wir ihr Beispiel nach in der Wertschätzung des Reiches Gottes und alles dessen, was dazu führt.

St. Anna als Beschützerin und Fürbitterin aller Bedrängten.

Die hl. Mutter Anna ist von Alters her in den verschiedenartigsten Anliegen von dem christlichen Volke angerufen worden. Wegen ihres mütterlichen Charakters gilt sie namentlich den christlichen Frauen und Müttern als besondere Beschützerin ihrer Kinder und Angehörigen, sowie überhaupt allen Christen als mächtige Beschützerin und Fürbitterin in jeglicher Not und Gefahr. Und mit Recht!

Hat doch Gott selbst das Kostbarste, was sein allmächtiger Schöpferwille hier auf Erden geschaffen, der Mutter Anna zum Schutze und zur Obhut anvertraut, nämlich die sel. Jungfrau Maria! Wenn nun Gott selbst die Mutter Anna zur Beschützerin des größten Kleinodes auswählte und bestimmte, sollst du ihr nicht auch mit kindlichem Vertrauen dich selbst und alles, was dir lieb und teuer ist, anempfehlen?! — zumal in den Gefahren und Bedrängnissen der Kriegszeit.

Und wenn das Kind etwas Kostbares besitzt, dann eilt es auch zur Mutter und sagt ihr: „Bewahre mir das!“ In der Mutter Hand und Obhut glaubt es alles sicher geborgen.

So wende dich denn jeden Tag an die hl. Mutter Anna, die an der Seite ihrer auserwählten Tochter, der hohen und mächtigen Himmelskönigin thront, empfehl ihrem Schutze und ihrer Fürbitte deine lieben Angehörigen, deinen Gatten, deinen Sohn, deine Brüder und andere, die im Kriege sind; flehe zu ihr mit kindlichem Vertrauen: „O hl. Mutter Anna, bewahre und beschütze sie vor allem Übel!“ — Und du selbst bedarfst nicht weniger des Schutzes und der Hilfe, du fühlst dich vielleicht so ganz verlassen von aller Welt, stehst vor einer ungewissen, dunklen Zukunft usw., oder du bist fern von der Heimat mit ihrem trauten Schutz und Frieden, von den Gefahren und Leiden und Entbehrungen der Kriegszeit getroffen; o, so empfehl dich auch recht innig ihrem Schutze und ihrer Fürbitte, bete täglich mit kindlichem Vertrauen zu ihr: „O hl. Mutter Anna, bitte für mich bei Maria, deiner geliebten Tochter, und bei Jesus, ihrem göttlichen Sohne, die dir nichts abschlagen können! O nimm mich in deinen besonderen Schutz und in deine Obhut!“

Die hl. Kirche sagt ferner von unserer Heiligen in der Festoration, daß sie

es „verdient“ hat bei Gott, die Mutter derjenigen zu sein, nämlich Maria, die seinen eingeborenen Sohn in die Welt gebracht hat. Aber wodurch gewissermaßen verdient? Ohne Zweifel durch ihre persönliche Heiligkeit. Denn welche Heiligkeit, welche eine geistige Schönheit, welche ein Tugendreichtum, welche Verdienste mußten einer solchen Würde und Auszeichnung zuvorkommen! Welche Heiligkeit mußte eine solche Gnadenwahl vorbereiten! Und wie erst mußte sich ihre Heiligkeit mehren und steigern im Verkehr mit dem gnadenreichen, wundervollen Marienkinde!

O wie mächtig muß daher auch die Fürbitte der hl. Mutter Anna, dieser vollendeten Freundin Gottes, in ihrer himmlischen Verklärung zum Throne des Allerhöchsten, zum Herzen Gottes emporbringen! Und wie wird Gott der Herr, und der Sohn Gottes Jesus Christus, gnädigst die Bitten einer solchen Heiligen erhören, deren Ansehen und Herrschaft so überaus groß ist!

Selbst der Name unserer Heiligen weckt in uns kindliches Vertrauen! Denn Anna heißt „Gnade“. Gnade hat sie gefunden bei Gott. Gnade und Erhörung findet sie deshalb auch für uns, ihre Schützlinge, ihre Pflegekinder. Und ihr Herz ist so geneigt zum Erbarmen, wenn sie unser Flehen vernimmt. Ja, die hl. Mutter Anna hat so ein überaus gutes Herz, ist lauter Mutterherz und Mutterauge und Mutterhand. — „Es ist unmöglich“, sagt Abt Trithemius, dieser fromme Verehrer der hl. Anna, „daß derjenige, welcher die hl. Mutter Anna anruft, nicht erhört werde. Glückselig der Mensch, der die hl. Anna verehrt und sie bei Gott als Fürsprecherin hat!“ —

Auch alle Schriftsteller, die über die hl. Mutter Anna geschrieben haben, und zu verschiedenen Zeiten die wunderbaren Begebenheiten ihres Schutzes gesammelt haben, bestätigen es, daß unsere Heilige sich immer als Beschützerin und Hilfe für alle Bedrängten erwiesen, und sie fordern alle Hilfsbedürftigen auf, zu ihrem mütterlichen Erbarmen zuzuführen. Nur eine solche Begebenheit sei hier wiedergegeben. Papst Gregor XV. (1621—23) war in eine schwere Krankheit gefallen und bereits von seinen Ärzten aufgegeben und dem Ende nahe. Da ließ er in aller Eile der ehrwürdigen Innokenz von Clusa aus dem seraphischen Orden zu sich rufen, der als großer Verehrer der hl. Anna bekannt war. Der Diener Gottes beruhigte den Kranken und sagte, daß die hl. Mutter Anna ihm seine Genesung schon erlangt habe, und daß er zum Danke für diese Gnade das Andenken an seine Wohltäterin jedes Jahr sollte feierlich begehen lassen. Der Papst genas auch wirklich und erließ ein Dekret, daß ihr Fest am 26. Juli solle gefeiert werden. B. A.

Zum Geleit.

Mein Kind! Du kennst noch keine Sorgen,

Du weißt noch nichts von dieser Welt
Und lächelst lieblich — weil am Morgen
Der Engel sich zu dir gesellt.

Ob dir das Glück an deiner Wiege
Einst stand, — als du die Welt erblickt,
Ob nicht der Geist der Weltenlüge
Dir schon dein Kinderherz entrickt?

Das Leben zeigt dir an die Wege:
Durch Dornen führt ein Labyrinth,
Nur irre nicht — in dem Gehege,
Das ist der Weg zum Glück — mein Kind!

Du wachst heran, — sei vorbereitet,
Wenn Lug und Trug dir Liebes spricht!
Vertrau' dem Herrn, daß er dich leitet,
Er ist dein Schutz, verläßt dich nicht.

A. Riffa.

Rechtskunde.

Tätliche Bedrohung.

Auch Bedrohung durch ein nicht geladenes Gewehr kann strafbar sein. Anlässlich einer eingebrachten Wichtigkeitsbeschwerde gegen ein Strafgericht wegen gefährlicher Drohung, hat der k. k. Kassationshof dem Urteile, womit der Angeklagte wegen des Verbrechens der öffentlichen Gewalttätigkeit nach § 81 des Strafgesetzes schuldig erkannt worden ist, teilweise stattgegeben, das angefochtene Urteil, insofern es erkannte, daß der Widerstand mit Waffen geschehen sei, und demzufolge den höheren Strafatz des § 82 St.-G. zur Anwendung brachte, somit auch im Ausspruche über die Strafe aufgehoben und die Strafe nach § 82 St.-G. erster Straffatz neu bemessen. In der Begründung dieser Entscheidung wird hervorgehoben, daß eine Person schon dann droht, wenn sie ihren Willen zu erkennen gibt, ein Übel selbst oder durch eine Mittelsperson herbeizuführen. Der Angeklagte hat wiederholt sein Gewehr gegen einen Zeugen angeschlagen, er hat es also dem Zeugen gegenüber in eine Lage gebracht, die eine Abfeuerung eines Schusses gegen den Zeugen gewärtigen ließ.

Der abgeführte Handlungsreisende.

P. Roh reiste einst in seiner kenntlichen Jesuitenkleidung nach Paris, wo ein leichtfertiger Handlungsreisender ihn im Eisenbahnwagen zu spotten suchte: „Haben Sie schon gehört,“ so fragte er, „daß in Paris bei der Revolution zugleich mit jedem Jesuiten ein Esel gehängt wurde?“ — „Gewiß, lieber Freund,“ sagte P. Roh und sah den frechen Menschen mit seinem geistreichen Blicke tief in seine Seele, „und wir haben beide alle Ursache Gott zu danken, daß wir zu jener Zeit nicht gelebt haben; denn ich bin Jesuit.“ Der freche Mensch sprach kein Wort mehr und stieg bei der nächsten Haltestelle aus.

Nicht um Geld.

Eines Tages betrat, ohne sich irgendwie erkennen zu geben, Herr Baron v. Rothschild in Begleitung von Hrn. Trenor die Sakristei des Domes von Valencia und äußerte den Wunsch, die Gegenstände des Domschatzes in Augenschein nehmen zu dürfen. — Der Sakristan stellte die einzelnen sehenswürdigen Kunstgegenstände zur Besichtigung vor die Fremden. Unter diesen Gegenständen befand sich auch eine kostbare, silberne Partafel, die sich sowohl durch treffliche Arbeit wie auch durch die Güte des Metalls auszeichnete. Dieser Gegenstand zog sofort die Aufmerksamkeit des Barons auf sich und er sagte zum Sakristan: „Ich wünsche die Partafel zu kaufen.“ — „Die kirchlichen Geräte werden nicht verkauft,“ entgegnete dieser. „Ich gebe 5000 Duros für diesen silbernen

den und seine Bitte dem Domkapitel vorgelegt. Die Entscheidung und Antwort lautete dahin, daß das in Frage stehende Kleinod nicht aus der Schatzkammer fortkommen werde, da es ein Kunststück sei und unter Benevenuto's Meißel seine Form erhalten. Damit mußte sich der Herr Baron zufrieden stellen.

Die Türe vermauern.

Gerard von Kempis, der Bruder des Verfassers des Buches „von der Nachfolge Christi“, hatte ein sehr schönes Gebäude aufführen lassen, und gab aus diesem Anlasse ein Festmahl, zu dem er alle Adligen in der Umgebung einlud. Die Gäste sagten ihm allerlei Schmeicheleien, wie er sie gern hörte und priesen ihn als einen Glücklichen, der in Fülle der Seligkeit schwebte. Nur Einer von den Gästen mach-

durch welche er als Reiche hinausgetragen wird.

Edele Uneigennützigkeit.

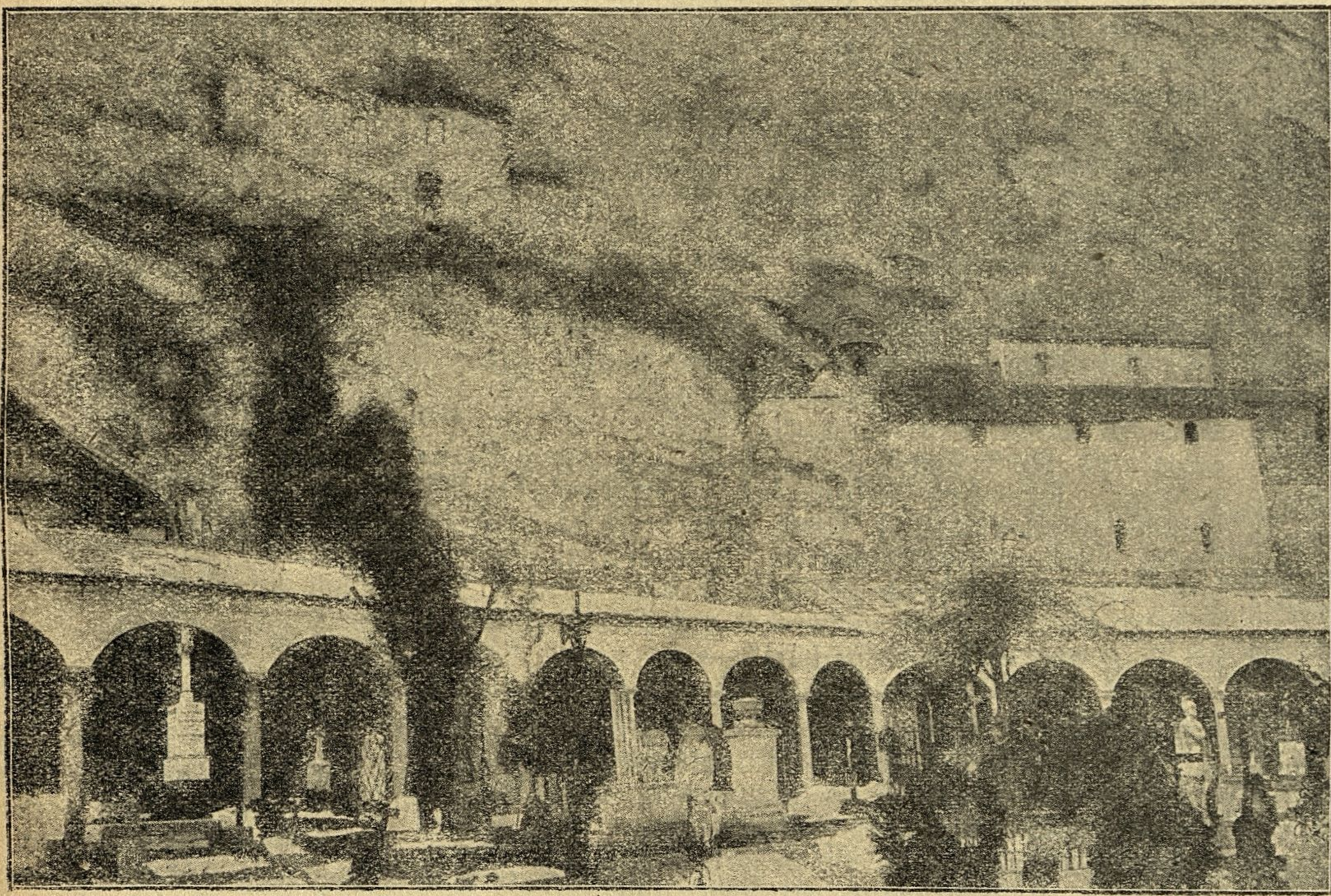
Vom Grafen Arcos, dem ehemaligen Minister des Kaisers von Brasilien, erzählt man folgenden Zug: Der Kaiser übergab ihm zum Beweise hoher Erkenntlichkeit für seine Verdienste ein weißes, bloß mit seiner Unterschrift versehenes Papier, mit dem Bedeuten, daß der Graf darauf schreiben möchte, was er immer wünsche, und daß dieses auf der Stelle sogut wie ein Befehl des Souveräns vollzogen werden solle. Der Graf Arcos nahm das Papier und schrieb einen Befehl zur Freilassung aller zur Hinrichtung verurteilten Verschwörer von Fernambuco darauf. Der Befehl wurde augenblicklich vollzogen.

Chrfurcht.

Christoph v. Schmid erzählte gern von seinem frühentschlafenen Vater. Unter anderem sagte er: „Was auf uns Kinder immer einen tiefen Eindruck machte, war die Ehrerbietung und Liebe, womit unser Vater seinem Vater begegnete. Er führte ihn mit sichtbarer Freude allen Herren und Frauen vor, die uns besuchten, nahm ihn mit sich in die Kirche, ließ ihn zur rechten Seite gehen und ihn auch im Kirchenstuhle die rechte Seite einnehmen. Manchem fiel es wohl auf, da der Großvater zwar sehr gut, aber ganz so, wie ein ehrfamer, bürgerlicher Handwerker gekleidet war, der Vater hingegen ein feines, perlenfarbenedes oder weichselbraunes Kleid, woran die Knöpfe nach damaliger Art mit Gold übersponnen waren, trug; auch Manschetten und eine gepuderte Perücke mit einem Haarbeutel. Mein jeder Mann lobte es, daß der Sohn seinen Vater so ehrte, und viele sagten: Wer seine Eltern so ehrt, den werden seine Kinder einst auch ehren.“

Der schießende Tote.

In den Kriegserinnerungen eines badi-schen Kriegsfreiwilligen aus dem Jahre 1870—71 findet sich eine merkwürdige Mitteilung. Der Erzähler hat das von Leichenräubern geplünderte Schlachtfeld von Chembier besichtigt und berichtet dann: Auf dem Heimwege hatten wir eine seltsame Überraschung. Ganz unvermutet sahen wir einen Franzosen in einem Straßengraben kauend sitzen, sein Gewehr durch die Kette gesteckt und nach einem nicht erkennbaren Gegenstand zielend. Als der Mann auch bei unserer vorsichtigen Annäherung sich nicht rührte, bemerkten wir erst, daß der sonderbare Schütze



Salzburg. Die Felsenwohnungen am Mönchsberg.

Gegenstand.“ Der Sakristan packte die Partafel in ihr Futteral und schloß sie in einen Kasten ein. Als die beiden unbekannten Besucher kurz darauf mit dem Sakristan vor den Domherrn traten, meldete letzterer: „Dieser ist der Herr, welcher um den Preis von 5000 Muros die Partafel erwerben möchte.“ „Sie kann nicht verkauft werden,“ kam es entschieden von den Lippen des Domherrn, „sie stammt von Benevenuto Cellini.“ — „Ich gebe 10.000 Duros dafür.“ — „Alles umsonst, sie kann nicht verkauft werden.“ — „Wollen Sie die Güte haben, und das ganze Domkapitel zusammen rufen lassen und ihm mitteilen, daß Baron von Rothschild 50.000 Duros anbietet für die Partafel und auf eine Antwort wartet.“ — Es wurde dem Wunsche des Barons entspro-

te über die Glückseligkeit Gerards eine vernünftige Bemerkung und sprach zu ihm: „Dieses neugebaute Haus ist sonst auf sehr geschmackvolle Weise gebaut; nur sollte eine Türe vermauert werden, damit Eure Glückseligkeit von allen Seiten vermauert wäre.“ — „Und was denn für eine Türe“, fragte Gerard. Der Gast gab zur Antwort: „Die Türe, durch welche Ihr einmal hinausgetragen werdet, um begraben zu werden.“ — Dieses Wort erschütterte den eitlen Mann derart, daß er einen anderen Lebensweg einschlug und nun seinen Reichtum und seine Seligkeit in Gott allein suchte. Der Gedanke an Tod und Ewigkeit war es, dem er nächst Gott, seine Besserung verdankte und nun nicht für nötig fand, die Türe zu vermauern,

ein toter Mann war. Die nähere Untersuchung ergab, daß der Franzose, ein noch junger Bursche, gerade im Moment des Zielens eine Kugel direkt in die Stirne erhalten hatte. Da der Mann durch das durch die engen Zweige gesteckte Gewehr einen festen Halt hatte, so war er wunderbarerweise in sitzender Stellung festgefroren. Die Sache führte indes noch zu einem komischen Nachspiel. Als am Abend einer unserer Unteroffiziere etwas angeheitert denselben Weg geht, sieht er im Mondenschein den stillen Mann noch immer in der verdächtigen Stellung sitzen, springt auf ihn los, und beide verlieren nun das Gleichgewicht und fallen in den Graben, wobei das noch geladene Gewehr des Toten sich entlädt. Als die Wache herbeieilt, findet sie den Unteroffizier, der den Franzosen unbedingt arrestieren will, da er fest und steif behauptet, der Kerl stelle sich nur tot, sonst hätte er nicht schießen können.

Gerechtigkeitsgefühl.

Der berühmte französische Gelehrte Helvetius fuhr einst zu Paris durch eine etwas enge Gasse, und wurde durch einen Holzfarren, welcher jedoch nicht ausweichen konnte, aufgehalten. Helvetius, von Temperament etwas hitzig, aber von edlem, gefühlvollem Herzen, rief dem Bauer einige Schimpfworte zu. „Sie haben Recht,“ antwortete der Bauer, „ich bin allerdings ein Schlingel, und Sie sind ein großer Mann — weil ich zu Fuß gehe, und Sie im Wagen sitzen.“ Diese Worte brachten den Gelehrten sogleich wieder ins Gleichgewicht. „Freund,“ rief er höflich, „verzeihet mir meinen Sähorn. Ihr habt mir übrigens hier auf der Stelle eine Lehre gegeben, für die ich dankbar sein muß.“ Er schenkte dem Bauer einen Taler, und befahl seinen Bedienten, den Karren des Bauers behutsam aus dem Wege zu schaffen.

Der größere Narr.

In früherer Zeit war es Brauch, daß Fürsten sich eigene Narren hielten und die ungestraft das Recht hatten, die Wahrheit zu sagen. Ein Fürst gab seinem Hofnarren einen Stab mit dem Befehle, wenn jemand ihm vorkäme, der ein größerer Narr wäre, als er, so sollte er diesem den Stab geben. Nach einigen Jahren wurde der Fürst krank und sein Narr besuchte ihn. Da der Fürst sagte, daß er ihn nun bald verlassen müsse, fragte er: „Und wo willst du hingehen?“ — „Du Narr, in eine andere Welt,“ gab ihm der Herr zur Antwort. „Und wann willst du dann wiederkommen? etwa innerhalb vier Wochen?“ — „Nein!“ — „Innerhalb einem Jahre?“ — „Nein!“ — „Wann denn?“ — „Niemals!“ — „Und womit hast du dich auf eine so weite Reise und zu deinem Aufenthalt an dem Orte, wohin du reistest, versorgt?“ — „Mit gar nichts!“ — „Wie? mit gar nichts?“ sprach der

Narr. „Da nimm meinen Stock! Bist du so töricht, auf ewig fortzureisen, ohne eine Anstalt zu machen, noch dafür zu sorgen, wie du in der andern Welt glücklich und vergnügt leben kannst? Da nimm hin meinen Stab! Denn einer solchen Torheit habe ich mich noch nie schuldig gemacht; du bist ein größerer Narr als ich!“

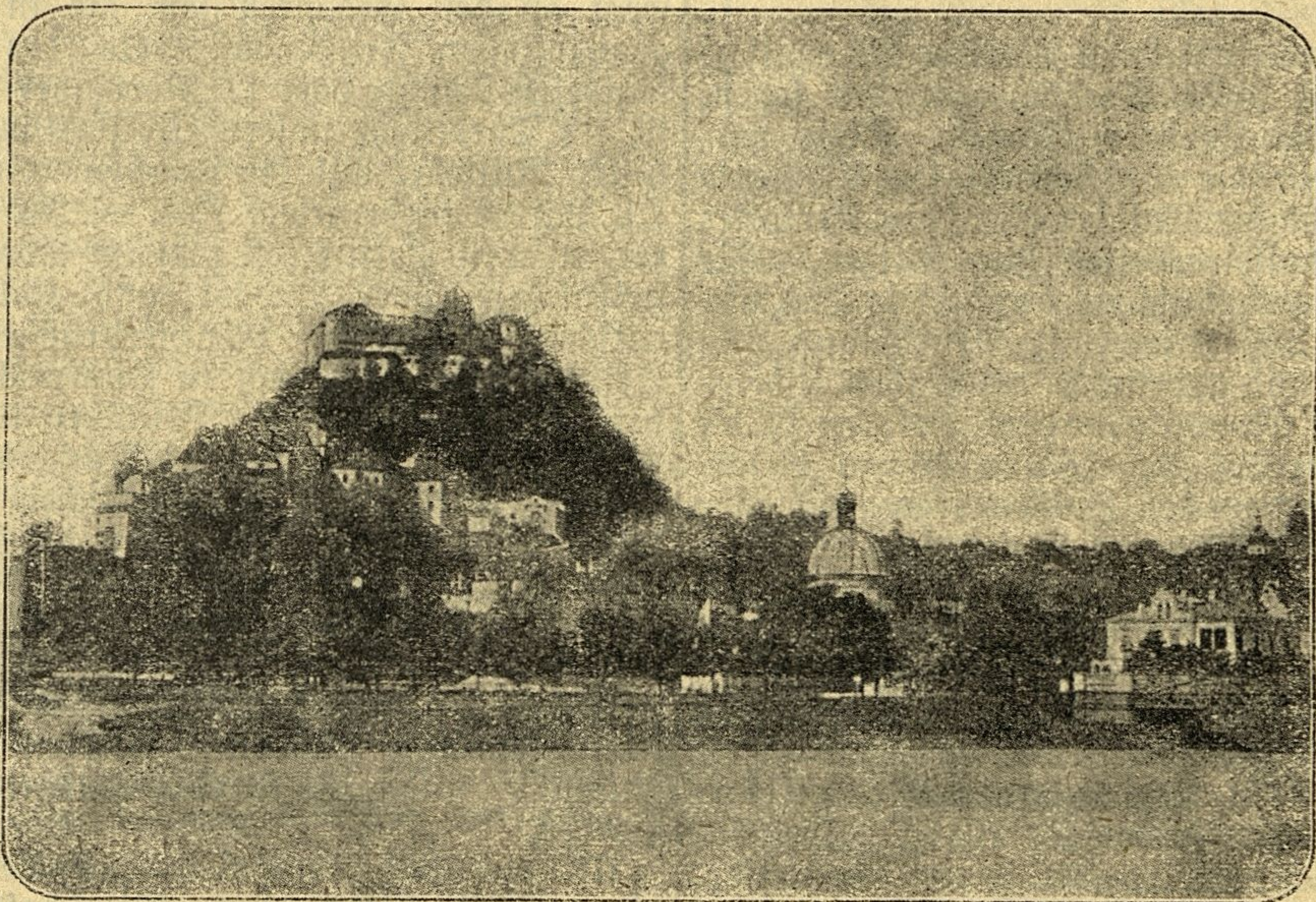
Das Geschenk des Bauers.

Im Jahre 1793 brachten die österreichischen Untertanen ihrem geliebten Landesvater, dem Kaiser Franz I., viele freiwillige Geschenke, damit er die Kosten des Krieges, den er mit Frankreich führen mußte, besser bestreiten konnte. Da kam unter andern auch ein Bauer und sagte zum Kaiser: „Ich habe gehört, daß die Franzosen die ganze Welt drunter und drüber kehren wollen, und daß Eure Majestät Alles aus dem eigenen Beutel be-

sagen, da ich es sogar dem Kaiser nicht gesagt habe?“

Der König und die Rute.

Der Prinz von Wales stand, als er noch ein Kind war, in seinem Zimmer, in dem Fensterscheiben sich befanden, die bis zum Fußboden herabreichten. Er sollte seine Aufgabe lernen, hatte aber keine Lust dazu. Seine Lehrerin, ein christlich-frommes Fräulein, ermahnte ihn freundlich, das Lernen zu besorgen. Der kleine Prinz aber sagte: „Ich mag nicht!“ — „Dann muß ich Sie in die Ecke stellen!“ sprach die Erzieherin. „Ich will nicht lernen,“ entgegnete trotzig der Kleine, „ich bin der Prinz von Wales.“ In dem er dieß sagte, stieß er mit seinem Fuße eine Fensterscheibe hinaus. Da erhob sich das Fräulein und sprach ernst: „Sie müssen, Sire, Ihre Aufgabe lernen, oder sich in die Ecke stellen.“ „Ich will



Salzburg. Hohen Salzburg.

streiten wollen und keine Kriegssteuer verlangen, aber doch annehmen, was man freiwillig gibt, so habe ich mir denkt, wir Bauern auf dem Land haben a mittelmäßig Jahr gehabt und jetzt a gute Winterfrucht, daß also kein übles Jahr kommt. Da habe ich halt a bißl was zusammengesucht und hab es Eurer Majestät einmal bringen wollen.“ Dann nahm er einen ledernen Beutel hervor und leerte ihn auf den Tisch aus. Es waren lauter Goldstücke, die eine Summe von tausend Gulden ausmachten. Der Kaiser wunderte sich über dieses ansehnliche Geschenk, fragte ihn nach seinem Namen und woher er wäre. Da antwortete der Bauer: „Verzeihen Eure Majestät! Das soll niemand wissen.“ Und mit diesen Worten ging er fort. Der Kaiser schickte ihm Leute nach, um ihn noch einmal um Namen und Wohnort zu befragen. Allein er antwortete: „Meint Ihr denn, ich werde es Euch

nicht,“ erwiderte eigensinnig der Prinz und schon flog eine zweite Scheibe hinaus. Das Fräulein klingelte, der Kammerdiener kam und durch diesen ließ die Erzieherin den Vater des Prinzen zu sich bitten. König Albert kam und ließ sich das Vorgefallene erzählen. „Setze dich jetzt einmal hieher und bleibe da, bis ich wiederkomme.“ Dann ging der König und brachte die Bibel. Darauf hin machte er dem Knaben eine Verwarnung, wie er als kleiner Knabe Eltern und Vorgesetzten gehorchen muß und sagte ihm den Spruch Salomo: Wer seiner Rute schont, der haßt seinen Sohn, wer ihn aber lieb hat, der züchtigt ihn bald! Bei diesen Worten zog der König die Rute hervor und züchtigte den künftigen Reichserben in einer ordentlichen Weise, stellte ihn in die Ecke, bis ihm die Erzieherin erlaubte, wieder hervorzutreten.

Rundschau.

Allgemeines.

Manche wichtige Ereignisse haben wir heute wieder zu vermelden. Die Türkei betrauert den Tod ihres Sultans Mehmed (Mohammed) V., des ersten Sultans, der ein aufrichtiges verfassungsmäßiges Regiment führte; ihm folgte auf dem Throne als Mehmed VI. sein Bruder Maheddin Effendi, der vierte der Brüderrreihe, die nacheinander Sultan wurden. Gestorben ist in Wien auch der treffliche christlichsoziale Abgeordnete und Landesauschuß Bielohlawek, der an der Spitze der humanitären Anstalten Niederösterreichs stehend, eine glänzende soziale und menschenfreundliche Wirksamkeit entfaltete. Von Haus aus ein einfacher Schlosser, hat es Bielohlawek durch Fleiß und Begabung dazu gebracht, einer der tüchtigsten Vertreter der christlichsozialen Partei zu werden. Er war erst 57 Jahre alt.

Ermordet wurde in Moskau der deutsche Gesandte Graf Mirbach von der sogen. sozialrevolutionären Partei. Diese vertritt mehr die ländlichen roten Elemente und sucht die Bolschewiken, die Vertreter der Industriearbeiter, zu stürzen. Sie wollten auch Rußland durch diese Tat wieder in den Krieg mit Deutschland verwickeln und arbeiteten damit den Liberalen, den Monarchisten und Kosaken in die Hände. Die tschecho-slowakischen Brigaden, die von den Bolschewiken geschlagen wurden, treiben ihr Wesen jetzt in Sibirien, wo eine große einige Republik mit der Hauptstadt Omsk entstanden ist. In Wladimostok haben sich die Engländer festgesetzt, an der Murmanküste (europäisch, Rußland, Eismeer) sowie auch Italiener. Die Regierung in Moskau fordert die Entfernung derselben. Die Ententemächte wollen in Sibirien eingreifen, um von dort aus die Bolschewiken zu stürzen und Rußland wieder zum Kriege gegen Deutschland zu gewinnen. Wir müssen Rußland helfen, sagte heuchlerisch Präsident Wilson, aber Amerika und Japan trauen sich gegenseitig nicht, und so verzieht sich die Sache.

Gestorben ist auch Lord Rhonda, der englische Ernährungsminister, und der treffliche Fürsterzbischof Kaltner von Salzburg.

Dem Feldmarschall Konrad v. Hötzendorf hat der Kaiser die erbetene Entlassung gewährt. Hötzendorf hat sich im Frieden große Verdienste um die Organisation der Armee erworben. Im Kriege war er als Generalstabchef und später als Führer der Tiroler Seeresgruppe vom Glück nicht besonders begünstigt. Ein Großteil der Truppen brachte dem Feldmarschall nicht mehr das wünschenswerte Vertrauen entgegen, ja man behauptet, es wäre viel militärisches Ungemach verhütet worden, wenn Konrad v. Hötzendorf sich rechtzeitig hätte entschließen können,

die richtigen Folgerungen aus der Führerverantwortlichkeit zu ziehen. Der Kaiser hat ihn in den Grafenstand erhoben und ihn zum Oberkommandanten aller Leibgarden ernannt. — Sein seith. Oberkommando an der Tiroler Front hat Erzherzog Josef übernommen.

In der letzten Zeit gab es wichtige diplomatische Erklärungen. Unser gemeinsamer Außenminister Graf Burian betonte die Friedensbereitschaft der Mittelmächte und die Eroberungsgier der Gegner. Der deutsche Kanzler Graf Hertling sagte dasselbe und erklärte, Deutschland sehe Belgien nur als Faustpfand an gegenüber den schlimmen Absichten der Gegner. Belgien könne wieder unabhängig werden, dürfe aber nimmer von den Feinden gegen uns mißbraucht werden. Dr. v. Seidler betonte vor unserem Parlament den Charakter des Krieges auf unserer Seite als Verteidigungskrieg. Die österreichische Regierung halte unentwegt an den Gedanken fest, die in dem gemeinsamen Friedensangebote der verbündeten Mächte vom 12. November 1916, in der Thronrede unseres Kaisers und in dessen Antwort auf die Friedensnote des Hl. Vaters niedergelegt sind. — In unserer inneren Politik soll jetzt im Abgeordnetenhaus über Budget und Kabinett entschieden werden. Ministerpräsident v. Seidler sagte dort, daß in Österreich weder gegen noch ohne die Deutschen regiert werden könne, weil sie das Rückgrat des Reiches seien. Die nichtdeutschen Parteien zusammen könnten gegen die Deutschen keine fruchtbare Majorität bilden. Tschechen und Polen möchten das Kabinett stürzen.

Die Ratifikationsurkunden des Friedens zwischen Österreich-Ungarn und Rußland sind in Berlin ausgetauscht worden.

Ukraine und Rumänien, das Bessarabien erhält, haben einen Wirtschaftsvertrag geschlossen. Der finnische Landtag hat mit 4 Stimmen Mehrheit für Einführung der Monarchie gestimmt. Haiti hat uns auch den Krieg erklärt. Die Italiener haben ihre Generale Cadorna u. Borro degradiert. Der deutsche Reichstag hat einen Nachtragskredit von 15 Milliarden angenommen. Unsere 8. Kriegsanleihe ist glänzend ausgefallen.

Kriegschronik.

28. Juni. Italienische Übergangsversuche bei Benson und Noventa über die Piave abgewiesen. Heftige Angriffe nördlich der Lys gegen Merris, Bieure-Verquin und nördlich Merville abgeschlagen, ebenso Vorstöße südwestlich Bucquoy. Südlich der Aisne bei Ambleny-Cutry und am Walde von Villers-Cotterets werden starke Angriffe nach hartem Kampfe zurückgeworfen.

29. Juni. Starke italienische Angriffe gegen den Col del Rosso und den Monte di Val Bella durch Gegenstoß zurückgewor-

fen. Ital. Teilangriffe gegen den Sisemol und bei Asiago scheitern.

30. Juni. Erneute heftige Kämpfe südwestlich Asiago. Der Col del Rosso und der Monte di Val Bella werden geräumt. Ein Angriff südlich Pierre-Migle abgewiesen. Seit 21. März 1914 54 Gefang., 2476 Gesch. und 15.024 Maschinengew. erbeutet.

1. Juli. Feindliche Vorstöße in der Picardie abgewiesen, ebenso Teilangriffe südlich des Durqu und westlich Chateau Thierry.

2. Juli. An der Piavefront heftiges Artilleriefeuer, im Mündungsgebiet Ostfensiborstoß des Feindes. Ein Landungsversuch bei Rebedoli mißglückt. Ebenso ein Übergangsversuch bei Benson. Ein starker Angriff westlich Asolone sowie Vorstöße nördlich des Col del Rosso und bei Asiago werden abgeschlagen. In einem Seegefecht in der Nordadria werden 2 feindliche Zerstörer beschädigt. Englische Vorstöße bei Merris und Mogenneville scheitern. Teilangriffe bei Saint Pierre Migle und westlich Chateau Thierry werden abgewiesen.

3. Juli. Andauer der Kämpfe im Piavemündungsgebiet. Bei Asiago und am Monte Sisemol scheitern Vorstöße. Beiderseits der Somme rege Kampfaktivität. Heftige Angriffe nördlich der Aisne brechen zusammen, ebenso neue Vorstöße westlich von Chateau Thierry und ein starker Vorstoß östlich der Maas.

4. Juli. Andauer der Kämpfe im Mündungsgebiet der Piave. Zwischen Piave und Brenta, besonders am Monte Solero, scheitern feindliche Angriffe blutig. Östlich Operm werden starke Vorstöße abgewiesen. Beiderseits der Somme scheitern feindliche Angriffe, nur das Dorf Samel geht verloren.

5. Juli. Im Piavemündungsgebiet anhaltender Kampf. In der Nacht auf den 6. wird dasselbe von unseren Truppen geräumt, die an das Ostufer des Hauptarmes zurückgehen. An der Gebirgsfront Artilleriekampf. Westlich Langemard scheitern Angriffe. Vorstöße gegen Crignonabschnitt abgewiesen.

6. Juli. Der Feind besetzt das rechte Ufer des Piave im Mündungsgebiet. Starke Angriffe östlich des Monte Vertica werden zurückgeschlagen. Scheitern starker Angriffe westlich Chateau Thierry. Französische und italienische Angriffe zwischen Devoli und Osun in Albanien mit geringem Geländegewinn.

7. Juli. Angriff der Italiener an der mittleren und unteren Bojusa in Albanien und Zurücknahme unserer Posten in die Hauptstellung. Sieben Angriffe auf die Tassonstellungen östlich des Monte Vertica scheitern. In Flandern und in der Picardie lebhafter Artilleriekampf. Vorstöße bei Merris und südlich der Lys scheitern, ebenso Vorstöße gegen den Crignonabschnitt und südwestlich Reims.

8. Juli. Andauer der feindlichen Offensivbewegung über die Bojusa, und am oberen Devoli. Südlich La Bassée-Kanal und nördlich der Somme werden Angriffe abgewiesen, ebenso am Walde von Villers-Cotterets. 18 Flugzeuge abgeschossen.

9. Juli. Im Brentatale wird ein Vorstoß abgewiesen. Zurücknahme der albanischen Südfront. Heftige feindliche Angriffe bei Authenil und südlich der Aisne. Erfolgreicher Vorstoß westlich Chateau Thierry.

10. Juli. In Albanien wird eine neue Widerstandslinie eingerichtet. Im Devolital ein Vorstoß abgewiesen. Nordöstlich von Bethune ein Vorstoß zurückgeschlagen. Erneute Teilangriffe gegen den Sabieresgrund. 6 Flugzeuge abgeschossen.

11. Juli. Südwestlich Ypern und Bailleul, sowie nördlich Albert, Vorstöße abgeschlagen, ebenso östlich Reims.

12. Juli. Südwestlich Bailleul, nördlich von Albert, zwischen Castel und Mailly starke Angriffe abgeschlagen. Castel und das Gehöft Andin gehen verloren. Vorstöße nördlich von Longpont und südlich des Durcqu werden abgewiesen. Im Juni 468 Flugzeuge und 62 Fesselballons abgeschossen, 153 Flugzeuge und 51 Fesselballons verloren. Zwischen Gardasee und Etich lebhafter Geschützkampf. Erfolgreiches Unternehmen auf dem Sasso Rosso. Kämpfe im Walde von Villers Cotterets. Angriffe westlich Chateau Thierry abgewiesen.

13. Juli. Angriffe südöstlich Asiago und nördlich des Monte di Val Bella scheitern. Südwestlich Ypern starke Angriffe des Feindes. Artillerie- und Infanteriekampf zwischen Aisne und Marne.

Nachtrag.

In den letzten Tagen neue deutsche Offensive bei Reims und an der Marne.

Zeitgeschichtchen.

— **Treu bis in den Tod.** Am 25. Jänner d. J. zersprang in Schleißheim bei München ein Ballon mit giftigen Gasen und setzte den Wagen in Brand. Bei der Türe saß Militärkurat Weber aus Landsbut und erlitt schwere Brandwunden, mit denen er aber doch noch aus dem Wagen springen konnte. Wiederholt aber bestieg er, wie Augenzeugen berichten, den Wagen, aus dem Hilferufe drangen von Frauen und Männern, die mit dem Tode rangen und spendete ihnen die heil. Besprechung. Als er wieder mit seinen schweren Wunden ausgestiegen war, hörte er aus dem Wagen die Rufe eines Landwehrmannes, der in Flammen gehüllt war und jämmerlich rief: „Um Gottes Willen, meine sieben Kinder.“ Der Kurat bestieg nochmals den glühenden, von giftigen Rauchschwaden erfüllten Wagen und rettete den Mann. Dabei hatte er sich aber neue Brandwunden an Händen und Gesicht zugezogen und so viel Giftstoff eingeatmet, daß er schwer verletzt in

die chirurgische Klinik nach München verbracht wurde. Dort starb er nach sieben Tagen qualvoller Leiden. Gottergeben, mit dem Bewußtsein, seine Priesterpflicht bis zum letzten Atemzuge erfüllt zu haben, verschied er.

— **Der Hauptmann mit der Hundspeitsche.** Aus Budapest wird berichtet: In der Mädchen-Mittelschule des Landes-Frauenbildungsvereines ist anläßlich der schriftlichen Maturitätsprüfung das Fräulein Magda Senni, die Tochter eines Honved-Hauptmannes i. R., aus der deutschen u. ungarischen Sprache und Arithmetik durchgefallen. Dieses Urteil wurde von der Prüfungskommission einstimmig abgegeben. Der Vater erschien daraufhin in der Schule und erklärte, er werde sich mit Brachialgewalt Genugtuung verschaffen. Dem Portier erklärte er, er werde das gesamte Professorenkollegium mit der Hundspeitsche traktieren. Tatsächlich erschien er mehrere Male vor der Schule mit der Peitsche in der Hand. Eine Schülerin verständigte den Professor der ungarischen Sprache, Ernst Kiegler, er möge nicht hinunter gehen, da der Hauptmann auf ihn warte. Kiegler hielt dies für unmöglich und begab sich mit seiner Frau, die gleichfalls Professorin an dieser Anstalt ist, auf die Straße. Sofort trat der Hauptmann auf das Paar zu und sagte zur Frau: „An Ihnen kann ich mir keine Genugtuung schaffen.“ Hierauf wandte er sich an den Professor und schlug ihn mit der Peitsche ins Gesicht. Der Professor blieb ruhig und sah sich nach Zeugen um. Der Hauptmann sagte: „Sie brauchen keine Zeugen, ich werde nichts ableugnen.“

— **Die Lebenslust der Taschendiebe.** In Großwardein hat sich unlängst Folgendes zugetragen. Der dortigen Polizei war zu Ohren gekommen, daß sich in einem bestimmten Eisenbahnzug einige Langfinger befinden. Detektivs begaben sich zur nahe gelegenen Station Sap, wo sie bei der Einfahrt des Zuges alle Waggons durchsuchten, ohne irgend einen Verdächtigen zu entdecken. Aber auf dem Dach eines Waggons erblickten sie eine fröhliche Gesellschaft von vierzig Personen, die dort oben gerade ein Mahl mit Schinken und Schaumwein bereitet hatten und es sich wohlergehen ließen. Alle vierzig, notorische, zum Teil sehr berühmte Taschendiebe, die in allen großen Städten Europas polizeibekannt sind, wurden dingfest gemacht. Auf dem Weg zur Oberstadthauptmannschaft erzählten sie, sie wären zufällig zusammengetroffen. Ihr Geschäft wäre in der letzten Zeit sehr gut gegangen. Auf das Dach des Waggons hätten sie sich begeben, um ihre Leckerbissen in Ruhe genießen zu können.

— **Eine Maus brachte es an den Tag.** Wie aus Wandorf (Rom. Odenburg) gemeldet wird, entstand dort jüngst in einem Schulsaale der Staatsschule eine Panik. Durch die Klasse lief nämlich ein

Mäuschen, gewiß sehr aufgeregt, und gleichfalls erregt sprangen die Kinder auf Bänke und Schultische, und schrien vor Entsetzen. Aber es fanden sich auch Beherrzte, die mit der Lehrerin an der Spitze schneidig die Verfolgung des kleinen Ungetüms aufnahmen. Entsetzt schlüpfte die Maus unter das Podium des Katheders. Voll Kampflust hoben die Verfolger das Podium auf; die Maus war aber schon verschwunden. Gingen dort zwei Säcke, der eine voll Weizen, der andere voll Korn. Der Vorfall wurde im Städtchen augenblicklich bekannt, und die Gendarmerie leitete flugs die Untersuchung ein. Sie blieb nicht ergebnislos: Der Schuldirektor gestand gar bald, daß er es war, der die zwei Säcke mit ihrem kostbaren Inhalt verborgen hatte. Dies konnte er um so leichter tun, da er der Requirierungskommissär war. Hierdurch erfährt dieser Fall allerdings eine Verschärfung.

— **Im Kriege ist alles knapp.** Dem „Berl. Tagbl.“ wird geschrieben: In einem westpreussischen Landstädtchen in der Danziger Niederung kam jüngst ein Soldat zu einer Bauersfrau und bat sie, ihm ein Pfund Butter zu verkaufen. Die Frau erklärte sich nach längerem Zögern schließlich dazu bereit und verkaufte dem Soldaten ein Pfund Butter für 10 Mark. „Im Kriege ist alles knapp, da muß man nehmen!“ meinte sie, als sie den Preis nannte. Der Soldat, anscheinend mit dem hohen Preis sehr zufrieden, ersuchte nun die Bauersfrau, ihm noch ein zweites Pfund Butter zu verkaufen. Auch das geschah. Als nun der Soldat die Butter in den Händen hatte und die Bauersfrau das Geld haben wollte, erklärte der Soldat: „Im Kriege ist alles knapp, auch das Geld. Im Kriege muß man nehmen!“ Sprach es und verschwand mit seiner Butter, ohne zu bezahlen.

— **Der geprellte Schleikhändler.** Auf dem Bahnhof Friedrichstraße in Berlin fiel einem Schuhmann ein Mann auf, der einen Sack, wie es schien, mit einem Fasse auf der Schulter trug. An der Weidendamer-Brücke hielt ein zweiter Mann mit einem Handwagen. Auf diesen lud der erste seine Last über. Er erhielt dann von dem anderen einen Briefumschlag, empfahl sich und ging seiner Wege. Jetzt hielt der Schuhmann den Mann mit dem Handwagen an und brachte ihn nach der Wache. Es war in der Tat ein Faß im Sack. Es sollte, wie der Mann endlich zugab, Butter enthalten, die er von dem anderen für über 1000 Mk. gekauft hatte. Das Faß wurde geöffnet, aber zur Überraschung nicht nur der Polizei, sondern auch des Eigentümers enthielt es nicht Butter, sondern nur ein Gemengsel von Gips, Scherben, Erde und dergleichen mehr. Der Schleikhändler, bei dem man sonst noch Mehl, und dergleichen mehr in der Wohnung fand, war mit dieser Ware gründlich betrogen worden.

Missionen.

Die Stehler Missionsgesellschaft.

Die erste und älteste deutsche Kongregation für auswärtige Mission, gegründet im Jahre 1875 vom verstorbenen Generalsuperior Arnold Jannsen, zählt zur Zeit 3185 Mitglieder. Die Personalstatistik setzt sich zusammen aus 2 Bischöfen, 3 Apostolischen Vikaren, 723 Patres, 113 Fraters, 49 Klerikernovizen, 707 Missionsbrüdern, 127 Brüdernovizen, 38 Postulanten und 1423 Alumnus und Missionszöglingen. Niederlassungen besitzt die Genossenschaft in Deutschland 5, in Österreich 2 und in Holland 3, daselbst liegt auch das Mutterhaus Stehl. In den auswärtigen Missionen ist die Genossenschaft tätig in Asien, China, Provinz Südchantung, in Japan, auf den Philippinen und in Holländisch-Indien. In Afrika versieht die Missionsgesellschaft zwei Missionsgebiete, in Ostafrika die Sambezi-Mission, portugiesische Kolonie Mozambik und in Westafrika das Togogebiet, deutsche Kolonie. Außerdem hat die Genossenschaft noch Niederlassungen in Australien und Nord- und Südamerika. Infolge des Krieges mußten auch eine große Anzahl der Brüder und Zöglinge einrücken und sind bereits schon 120 Gefallene zu beklagen.

Protestantische Missionsförderung.

Was sich die Protestanten die Missionsförderung kosten lassen, dafür bietet besonders Nordamerika ein Beispiel. Die Vereinigung der protestantischen Gesellschaften der Vereinigten Staaten Amerikas hat während des Krieges für ihr Missionswesen nicht weniger als 135 Millionen Franken ausgegeben, um doch ja ihre Missionsstationen, z. B. in Japan gegenüber den verarmenden katholischen Missionsstellen vorwärts zu bringen. Und neuestens treten die Methodisten der Vereinigten Staaten vor ihre Anhänger mit der Forderung, für ihre auswärtigen Missionen baldigst eine Nachtragssumme von 2 Millionen und 500.000 Dollars aufzubringen. Gegenüber den politischen Bestrebungen, welche Nordamerika mit seiner Missionspropaganda in Ostasien verbindet, tritt nunmehr Japan in einer Weise auf, welche den tiefen inneren Gegensatz zu den Expansionswünschen und Ansprüchen der Vereinigten Staaten erkennen läßt. Namentlich in Korea, wo den 80.000 Katholiken 360.000 verschiedene amerikanische Sekten, „Befehrte“, denen von Seite der Vereinigten Staaten, bei der Annahme des Protestantismus die Unterstützung im Kampfe um die nationale Selbständigkeit zugesichert wurde, gegenüberstehen, sucht Japan die amerikanische Missionspropaganda durch alle Mittel zu unterbinden. Dagegen finden die katholischen Missionen, welche in Korea von deutschen Benediktinern begründet wurden, die Unterstützung Japans.

Erziehungswesen.

Vom Theater.

Das Theater sollte eigentlich eine Erziehungs- und Bildungsstätte sein und sie würde es auch sein, wenn sie nicht unter dem verderblichen Einflusse jener Stände, welche Moral und Sitten der Völker verpesten und nur dem Sinnenfidel dienen.

Die Kinder gehören nicht ins Theater, weil sie dort Sachen sehen und hören, die sie nicht sehen und hören sollen. Es kommt vor, daß junge Leute manchmal zu sehr den Kopf mit dem Theater sich vollmachen, daß sie nur suchen sich zu zeigen, daß sie dem Hochmut allen Raum gewähren. Eine Folge davon ist, daß ihnen ernste Beschäftigung widerwärtig wird, daß sie das Leben mit der Phantasie sich anschauen, statt nach der fühlbaren Wirklichkeit, daß sie Ländeleien sich hingeben, die nachteilig werden und mehr als nur leichtsinnig sind. Das wirkliche Leben darf nicht mit dem Theater verwechselt werden.

Das Theater wirkt nur dann erzieherisch, gut und veredelnd, wenn das, was auf der Bühne geboten wird, wirklich gut und veredelnd dargestellt, wenn es namentlich frei von Leidenschaft der Liebelei ist.

Man kann und soll nicht alle Theater beurteilen. Viele haben ihre edle, schöne Berechtigung; viele bilden, erziehen, nützen für einzelne, wenn auch bei weitem nicht für alle. Zahlreiche Theater aber täuschen das Leben, verwirren die soliden Lebensanschauungen, phantasierend ein neues Leben, entstellen, gewöhnen an Vergnügungen, fördern Leichtsinns auch in der so ernsten Zeit, demoralisieren und schaden schwer gegen die christlichen Sitten, Charakterstärke und Religiosität jeder Art.

Darum ist die Mahnung berechtigt: Vorsicht beim Theaterbesuch.

Gesundheitspflege.

Sammelt Heilkräuter.

Wir haben schon wiederholt darauf hingewiesen, daß es viele Vorteile bringt, wenn in jedem Hause heilbringende Kräuter aufbewahrt werden, die im gegebenen Falle nutzbringend angewandt werden können. Es ist leicht möglich, solche aus der lieben Gottes-Apotheke selbst zu holen, zu trocknen und aufzubewahren.

Auf freiem Felde in Äckern und Wiesen wachsen verschiedene Kräuter wie: Zinnkraut, Schafgarbe, Spitzwegerich, Johanniskraut, Bitterklee, Gänsefingerkraut, Augentrost, Huflattich, der Wegtritt, Erdbeerblätter, Waldmeister, Holunder, Lindenblüten, Wermut, Gundermann, Lungenkraut, Brombeerblätter. Wer diese Kräuter sammelt, jezt, wo sie wachsen, blühen, dann im Schatten trocknet und sauber aufbewahrt, hat einen Schatz, der in den Zeiten verschiedener Krankheiten

in jedem Hause sehr zu Statten kommt. Darum sammelt Heilkräuter, trocknet sie, um sie zu gegebenen Zeiten zu benützen.

Für Haus und Küche.

Gemischtes Dörrgemüse mit Graupen.

Sie und wieder gibt es als mehlhaltiges Nahrungsmittel Graupen; von ihnen gebraucht man 150 Gramm zu 75 Gramm gemischtes Dörrgemüse. Beides wird für sich am Tage vor dem Gebrauche eingeweicht, 10 Minuten gesondert angeköcht und 3 Stunden in die Kochkiste gestellt. Wenn es möglich ist, gibt man ein Stückchen Sellerie an die Graupen. Man läßt das Dörrgemüse abtropfen und mischt sie unter die Graupen, gibt 3 Löffel Tomatenbrei und 10 Gramm Butter an das Mischgemüse, würzt es mit Suppenwürze und richtet es mit kleinen Fleischklößchen an. Die Kochbrühe des Dörrgemüses wird für eine Suppe oder Dunke verbraucht.

Kalbskopf gebacken. Man spaltet den Kopf in zwei Hälften, bindet ihn wieder zusammen und kocht ihn in Salzwasser, überkühlt nimmt man das Hirn heraus, vermischt es mit feingeschnittenem Petersilienkraut, Pfeffer und Salz, und füllt es wieder in den Kopf zurück; damit es beim Backen nicht herausfällt, wird es mit einem Brotschnittchen bedeckt. Dann taucht man die halben Köpfe in heißes Schmalz und bäckt es in der Röhre.

Für den Landwirt.

Beschaffung der Droschmitteln für die Ernte 1918.

(Schluß.)

Ledertreibriemen werden von der Leder- und Schuhbeschaffungs-Gesellschaft m. b. H. in Wien, 1. Bez., Segelgasse 13, beigelegt. Ansuchen um Treibriemen sind auf den beim Verbands erhältlichen Formularen zweifach auszufertigen und nach Bedarfsbestätigung des zuständigen Gemeindeamtes oder der k. k. Bezirkshauptmannschaft entweder direkt bei der Leder- und Schuhbeschaffungs-Gesellschaft oder durch den Zentralverband, der die Ansuchen an die Gesellschaft weiterleitet, einzubringen. Für Maschinen, welche täglich bloß 1—2 Stunden arbeiten, oder welche Witterungseinflüssen nicht ausgesetzt sind, werden Lederriemen nicht geliefert. Für solche Maschinen sind Papierriemen zu verwenden. Lederbeziehungsweise Riemenstücke zum Zwecke der Reparatur von Treibriemen können direkt bei den für Deutschböhmen in Betracht kommenden Verkaufsstellen der Leder- und Schuhbeschaffungs-Gesellschaft in Reichenberg, Teplitz-Schönau, Tschau, Bezirk Teplitz, Asch, Karlsbad, Jaroměř bei Josefstadt, Pilsen, Pardubitz, Prag eingekauft werden. Diese Verkaufsstellen sind angewiesen, gegen gemeindeamtliche Bestätigung den Lederbedarf für Repara-

turen zum gesetzlich festgesetzten Preis auszufolgen.

Schmiedekohle zwecks Reparatur der landwirtschaftlichen Maschinen und Geräte ist im Wege der politischen Bezirksbehörde bei der k. k. Statthalterei in Prag anzufordern. Bei Mangel an Kohle soll Gaskoks, welcher sich ebenfalls eignet, angesprochen werden.

Reparaturen an Dampfdruckmaschinen und sonstigen Gerätschaften sind am zweckmäßigsten bei einer der nächsten Maschinenfabriks- oder Reparaturwerkstätten herstellen zu lassen und es empfiehlt sich, zur raschen Durchführung der Reparaturen die Intervention der politischen Behörde anzurufen.

Druschmaschinisten. Um die Enthebung eingerückter Druschmaschinisten ist in kurz gefassten Gesuchen unter Angabe des Vor- und Zunamens, des Geburtsjahres, der Geburtsgemeinde, der Zuständigkeitsgemeinde, des Assentjahres, des Truppenkörpers, der Charge und der gegenwärtigen militärischen Dienstverwendung des Maschinisten im Wege der politischen Bezirksbehörde beim Zentralverband, der die Ansuchen nach Überprüfung und event. Befürwortung an die zuständigen Stellen weiterleitet, anzufordern. Geeignete Gesuchsformulare stellt der Zentralverband unentgeltlich zur Verfügung.

Arbeiter-Partien für die Erntearbeiten und für den Drusch sind beim Landeszentralarbeitsamt in Prag, III., Thomasgasse, entweder direkt oder im Wege des Zentralverbandes schriftlich oder telegraphisch anzusprechen.

Aufklärungen jeder Art, welche die Druschbetriebsmittel betreffen, erteilt der Zentralverband der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften Böhmens, Generalkommissionär der Kriegs-Getreide-Verkehrsanstalt, Zweigstelle in Prag, II., Stephansgasse 57.

Gemeinnütziges.

Farbflecke in Wäsche behandelt man mit Terpentin-Spiritus, bestreicht den Fleck öfters damit, läßt dadurch den Fleck weichen, indem man denselben eine Zeit lang ruhen läßt, reibt ihn sodann tüchtig aus und gibt das Stück in den Kessel zum auskochen. Aus Wollstücken die Flecke zu entfernen, ist die Manipulation eine andere. Anstatt Terpentin-Spiritus nimmt man Terpentinöl, verfährt wie oben angegeben, aber anstatt in den Kessel, wäscht man es im kalten Wasser und Seife nach, wenn dies noch nötig. Kaltes Wasser und Seife überhaupt gebraucht, nehmen Ol-farbe, so lange sie noch frisch ist, sofort weg.

Schöne weiße Wäsche erzielt man durch folgendes Verfahren: Man bereitet eine Mischung, 2 Eßlöffel voll davon in 50 Liter Wasser gegeben (Blauwasser). Die

Wäsche bleicht hiedurch während des Trocknens. Man nimmt also 1 Teil sehr helles Terpentinöl und 2 Teile starken Spiritus, mischt dies gut durcheinander und gibt wie oben gesagt, 2 Eßlöffel voll in 50 Liter Blauwasser. Dieser Zusatz ist für die Fasern unschädlich, aber bei der heutigen Seifenknappheit dringend notwendig. Der unverdünnte Teil kann längere Zeit aufgehoben werden und gleichzeitig als Fleckwasser gegen Öl- und Harzflecke verwendet werden.

Buntes Allerlei.

Der Weg zur Ewigkeit.

Auf einem bairischen Gebirgsweg, auf dem ein Bauer mit seinem Fuhrwerk verunglückt war, befindet sich eine Tafel, welche außer dem Namen des Verunglückten folgende Inschrift trägt: „Der Weg zur Ewigkeit — Ist nicht gar so weit: — Um 9 Uhr fuhr er fort. — Um 10 Uhr war er dort!“

Reizend.

Von Rubinstein wird folgende Anekdote erzählt, welche den Beweis dafür liefert, daß sich der verwöhnte Pianoheros für Komplimente, die nicht nach seinem Geschmack sind, mitunter in seiner Art zu rächen weiß. Der Künstler weilte an dem Hofe eines kleinen deutschen Fürsten. Er war zum Tee „befohlen“ worden und es blieb nichts übrig, er mußte sich an den Flügel setzen und — spielen. Es braucht nicht angedeutet zu werden, wie er spielte, das Wörterbuch des Lobes ist erschöpft, man hat keinen Superlativ mehr, um den Grad seiner Meisterschaft würdig zu bezeichnen. — Als er geendet hatte und der Schlußakkord wie ein Donner verhallte, wendete sich der Fürst an seine Nachbarin mit den Worten: „Das hat er wieder reizend gespielt, der Rubinstein.“ — „Reizend“ ist nun eine Bezeichnung, die ganz und gar nicht nach dem Geschmacke des Künstlers ist, und er erhebt in der Tat keinen Anspruch darauf, daß man sein Spiel „reizend“ finde. Am selben Abend unterhielt sich Rubinstein mit der Schwester des in Bezug auf Musik etwas naiven Fürsten. „Wie gefällt es Ihnen bei uns?“ fragte die Fürstin. „O, es ist sehr schön hier“ — erwiderte der Gefragte — „und Se. Durchlaucht regiert so reizend!“

Der durchgegangene Hase.

Man möchte es rein nicht für möglich halten und doch ist es wahr: was so ein boarischer Bauer manchmal für einen Unglückstag hat. Im Jahrgange 1880 trabte einer recht schön rosig gelaunt von seiner Schrammenstadt Straubing heim. Bei seiner Breite ließ er die Gähle stehen und stieg ab, um sein Aleeheu zu proben. So wie er nun mit dem Ellbogen in den ersten Büschel hineinfuhr, blieb auch schon ein feister eingeschlafener Gauhase an der Bauernpfote hängen. „So, Mannerl; du bist mir jetzt amol nüt z'wida; du gibst

morgen a guats Sunntabratl,“ sagte er mit tausendbergnügtem Schmunzeln. Und weil ihm jedes andere Bindzeug fehlte, so zog er voll angeborener Schlaueit seinen Geldbeutel aus dem Sack und schnürte dem schlegelnden Hasen die beiden Hinterläufe fest in einen zusammen, wohl verstanden in der Weise, daß an den Lederbanden zwei hingen: der dickvolle Geldbeutel und der geknebelte Hase. „So, Birscherl, jetzt geh i mein Aleeader ab und daweil mußt du do liegn grad wie a bundns Raibl,“ schärfte er dem Hasen ein und legte ihn sachte auf den Boden. Aber, der Gauhase aus der Bauerntage, auf wie der Blik und mit drei Läufen quer durch alle Äcker davon. „Duh! ouh! schrie der Bauer; konnte aber den entsprungenen Sonntagsbraten zuerst nicht mehr ertappen, dann nicht mehr erlaufen, zuletzt nicht mehr erschreien und zu allerletzt nicht einmal mehr erschauen. „Höllsakra!“ fluchte er nun dem langohrigen Kennvieh nach; „i verlang koan Hasn mehr; wenn i nur mein Geldbeutel wieda hätt!“ schalt und wünsche er, beide Hände in den Haaren. Das half alles nichts mehr; der Geldbeutel im allertollsten Hin- und Herspringen gaukelte mit dem Hasen davon in die weite Welt; er war, nach mehreren gemachten Zahlungen in der Stadt, noch immer gespielt mit blanken siebzig Markstückeln. Bis heutigen Tag sah und hörte der Bauer nichts mehr von seinem damaligen Schrammengeld. Und wenn die Bauern ihn foppen: „Du han, in wos für an Wirtshausl oda Kramladl werd denn dersel Hos deine Markstückeln versuffa oder verschleckt hobn?“ dann muß er zum bösen Spiel eine gute Miene aufsetzen. Aber eins schwört er: „Bleibt ma nur noch amol a so a langohriga Lump in da Händ hänga; i bind ihn nimma mit meine Geldbeutelriemln; i gib ihm glei mit da Bauernfaust a feste in sei Gnad.“

Eine Armeelieferantin.

Offizier zu einer Frau, die in die Kaserne will: „Wer sind Sie?“ — Frau: Armeelieferantin.“ — Offizier (lächelnd): „Was haben denn Sie geliefert?“ — Frau: „Sieben Söhne als Soldaten und a Mädln als Marktentenderin.“

Gingegangen.

Hausfrau zur Besucherin: „Was unsere Auguste für ein sparsames Mädchen ist! Denken Sie, dreihundert Mark hat sie schon auf der Kasse.“ — Dienstmädchen (einwerfend): „Drehundert-fünzig sogar, gnädige Frau . . . und für vier Monate habe ich auch noch den Lohn zu kriegen!“

Recht so.

Ein dünner, leichter Schneider und ein glatzköpfiger Metzger ziehen einander auf. Metzger: „Dich mit deinem Bentnergewicht hätten sie leicht zur Fliegerabteilung nehmen können.“ — Schneider: „So gut wie dich mit deiner Glazen zum Scheinwerfer.“

Woher die Gans?

Grenadier Schulze war mit dem Braten einer Gans beschäftigt. Er wurde gefragt, wie er zu dem Braten gekommen. „Wie ich sie gekriegt hab'! lieber Freund, streng reell sage ich dir. Also ich stand auf Vorposten. Plötzlich schleicht sie sich heran. Ich rief: Wer da? Aber ich bekam keine Antwort und als sie beim zweiten „Wer da“ wieder nichts sagte, da hab' ich sie dann regelrecht erschossen!“

Der Fürst von Toren.

König Ludwig I. von Bayern besuchte einmal, als er noch Kronprinz war, und in Würzburg studierte, von dort aus Rissingen, als bei seiner Einfahrt in einen Gartensalon ein weinseliger Korpsbursche in lustiger Studentengesellschaft fürchterbrüllte. Der Prinz warf die Frage hin, wer der tumultuarische Sänger sei und erhielt die Antwort zugetragen: „Kellner, sagen Sie der Hoheit, ich bin der Fürst von Toren.“ Da hierauf eine böhmische Garfenistin sammelte und dem Prinzen ihr Notenblatt hinhielt, versetzte dieser: „O bitte, mit nicht den Vorrang zu geben, ich bin nicht die einzige Hoheit hier; wenden Sie sich dort an den Fürsten von Toren, vielleicht zahlt er auch gleich für mich.“ Der Bruder Studio ließ sich dies nicht zweimal sagen, sondern legte zwei Kronentaler hin und rief: „Kommt mir nicht darauf an, hier den einen für mich, den andern für Seine königliche Hoheit.“ Schnell zog sich der Prinz aus der Schlinge und verabschiedete sich in aller Seiterkeit: „Jener habe die Musik bezahlt, dafür zahle er die Beche, nun seien sie quitt. Schließlich möchten die „studienbesessenen Herren“ noch ein Duzend Flaschen Champagner auf sein Wohl trinken.“

Der kleine Patriot.

Das 9jährige Söhnchen eines Frankfurters saß in der Küche beim Kaffee, als sein Vater mit der Zeitung hereinkam und sagte, daß ein deutsches Unterseeboot untergegangen sei. Der Kleine fuhr auf und rief: „Das ist nicht wahr.“ Doch der Vater machte ihm klar, daß es wirklich geschehen war. Der Vater und die Mutter gingen aus der Küche und ließen die Zeitung dort liegen. Als die Mutter wieder in die Küche kam, saß der Kleine vor der Zeitung und laß mit den Fingern auf die Zeilen deutend die Meldung vom Untergange des Unterseebootes. Die dicken Tränen rollten ihm über die Backen, als er sagte: „Es ist doch wahr!“

Ein Schüleraufsatz über die Heilsarmee.

„Die Heilsarmee ist meistens auf der Straße. Die Frauen in ihr verbergen alles ihr Haar unter komischen Hüten, die nach vorne hinausstehen, damit es ihnen nicht in's Gesicht regnet. Zuweilen haben sie Namen auf den Hüten wie Matrosen. Sie machen viel Lärm; die zwei schlimmsten heißen Hauptmann und Leutnant. Sie erzählen den Leuten von Jesus und sammeln viel Geld ein.“

Ohne Bezahlung.

Im Jahre 1905 starb in Luzern der Kriminalgerichtspräsident Käber, als Mutter eines katholischen Mannes. Lange Jahre war er vielbeschäftigter Rechnungsführer der Armenanstalt Rathausen. Alle diese Arbeit tat er ganz um Gotteslohn, und es war eine musterhafte Rechnungsführung. Einmal beantragte ein Mitglied der weiteren Kommission, den Rechnungsführer mit jährlich 300 Fr. zu entschädigen. Herr Käber gab hierauf zur Antwort: „Wenn ihr einen Rechnungsführer um Geld dinge wollt, gibt es genug, aber ich arbeite nicht um Geld.“

Nicht gedankt.

Einst wartete der Jesuitenpater Roh auf einem Bahnhof den Zug ab. Einige daselbst weilende aufgeklärt sein wollende Herren suchten ihn durch Bemerkungen zu reizen. Als er ihnen aber keine Beachtung schenkte, ging der eine auf Pater Roh zu und fragte ihn mit scheinbarer Höflichkeit: „Sind Sie, wenn ich fragen darf, ein Jesuit?“ — „Zu dienen, mein Herr,“ antwortete Pater Roh. — „Ach, sehr verbunden,“ fuhr der andere fort. „Ich habe immer gehört, daß die Jesuiten so gescheite Leute sind. Dann werden Sie mir wohl sagen können, woher es kommt, daß ich noch schwarzes Haar, aber einen weißen Bart habe.“ — „Darüber,“ erwiderte Pater Roh ziemlich laut, daß es alle hören konnten, „kann ich Ihnen genaue Auskunft geben. Sie haben in Ihrem Leben sehr viel geschwätzt, aber wenig gedacht.“ Ohne Dank für die empfangene Belehrung verschwand der Frager unter dem Gelächter der Anwesenden.

Einschießen der Feldbäckerei.

Es war am San. Die in einem Schützengraben befindliche Mannschaft hielt an den aufgepflanzten Bajonetten aufgespießte Kommibrote über die Deckung hinaus, wobei sie die Russen durch Winke und Zurufe lockten. Tatsächlich unternahmen Teile der russischen Linien nach kurzer Zeit einen regelrechten Angriff auf diese Verpflegungsvorräte, vorderst mit dem Gewehr in der Hand, um die rückwärtigen russischen Linien zu täuschen, dann nach Zurufen „Nicht schießen!“ warfen sie, nahe an die österreichischen Stellungen gelangt, die Gewehre weg und stürmten in die Schützengräben. 280 Russen fielen durch das treffliche „Einschießen“ der k. k. Feldbäckerei in die Hände der Österreicher.

Ein Hausherr annonziert eine freige-wordene Wohnung folgender Weise: „Zu vermieten schöne, geräumige Wohnung an eine garantiert kinderlose Familie. Außer einem Kanarienvogel wird kein anderer Hund oder Klavier geduldet; auch ist in den Korridors das Rauchen nicht statthaft; die Miete ist stets ganzjährig zu entrichten, und zwar im Vorhinein. Sonst die foulantesten Bedingungen. Adressen unter „Gemütliches Heim“ erbeten.“

Religion Privatsache.

Ende Oktober 1904 starb in Florenz der 33jähr. sozialistische Provinzial- und Gemeinderat Advokat Gualterotti nach Empfang der hl. Sakramente. Letzterer Umstand veranlaßte die Herren „Genossen“ bis auf wenige, den Begräbnisfeierlichkeiten fern zu bleiben. Nur einige wenige derselben folgten dem Leichenwagen, jedoch nur bis zum Portale der Kirche. Hier schwenkten sie demonstrativ ab, jedenfalls um zu beweisen, daß ihnen Religion „Privatsache“ sei.

Furchtlos.

Herr Büringer hat soeben eine einstündige Rede gehalten und seine Ausführungen im Kasino mit den geflügelten Worten: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt“ geschlossen. Dann setzte er sich an seinen Platz, bemerkte aber bald darauf zu seinem Tischnachbar: Jetzt muß ich aber nach Hause gehen, sonst macht meine Alte wieder einen Seiden-spektakel.“

Ehret die Frauen.

„Ehret die Frauen, sie flechten und weben Himmlische Rosen ins irdische Leben.“ So sang der Dichter in friedlichen Tagen. Aber wie würde er singen und sagen, Säh' er die Frauen der heutigen Zeit, Wie sie sich mühen so opferbereit, Wie sie, getragen von Vaterlandsliebe, Aufrechterhalten die schwersten Betriebe.

Ehret die Frauen — sie schalten und schaffen, Während die Männer in Wehr und in Waffen

Bornigen Mutes die Feinde verbläu'n, Die uns mit Not und Gefahren bedräu'n. Manche Werkstatt wär' heute verwaist, Wenn nicht der Frauen betriebsamer Geist Treulich versähe des Mannes Geschäfte, Sorgsam ersetzend die fehlenden Kräfte. Ehret die fleißigen Frauen und Mädchen, Die sich so mannigfach heute betät'gen, Die in Fabriken, Geschäften, Kontoren, Sind als des Hilfsdienstes Stützen er-foren,

Die auf der Bahn sich in stattlicher Zahl Widmen dem Fahrdienst als Zugspersonal,

Die bei der Post schon in dämmernder Frühe Tragen ihr Päckchen mit Würde und Mühe!

Ehret die Frauen, die allzeit getreuen, Die sich vor schwierigster Arbeit nicht scheuen,

Die, uns'rer Ämter getreue Verwalter, Stets sich bewähren am Bahltsch und Schalter,

Die auch versorgen noch Wirtschaft und Kind,

Ehe sie tätig „von Amts wegen“ sind. Ehret die Frauen! — Nicht mehr zu Rechte

Gilt das Gerede vom „schwachen“ Geschlechte.

Johnsdorf.

Gans Aorigs.

Nicht zu teuer.

Gitt dem Panz e Kolljeh — mit diesen Worten betrat am Tage vor Weihnachen eine einfach gekleidete Frau, die noch nach altem Brauch ein Kopftuch umgeschlagen hatte, mit ihrer Tochter einen bekannten Kölner Juwelierladen. Die Verkäuferin, die Kaufkraft der Deutschen einschätzend, legte der Mutter zunächst ein Halskettchen im Werte von 12 Mark vor, das von der Tochter nicht einmal eines Blickes gewürdigt wurde. „Gatt Ehr nig Besseres?“ war die einzige Antwort der Mutter auf diese Geschmacksverwirrung der Verkäuferin, die eilig mit einem Halschmuck von 20 Mark herbeisprang, aber wiederum dieselbe Abfuhr seitens der Mutter erlebte. „Ich meine, dat wör mir!“ Jetzt verstieg sich das Ladenfräulein zu einem Schmuck von 100 Mark im Glauben, nunmehr den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben! Aber o weh! — dieselbe ablehnende Bewegung von Mutter und Tochter: „Gatt Ehr dann gar nig Besseres?“ Jetzt aber wollte unsere Ladenjungfer einen Trumpf ausspielen, um die „Ehre“ ihres Geschäftes zu retten; sie erschien mit einem kostbaren Halschmuck von 1200 Mark Wert am Ladentisch und breitete ihn stolz vor den Blicken des seltenen Käuferpaares aus. Unsere Verkäuferin fiel aber bald auf den Rücken, als aus der Mutter Zahngehege nur die trockene Bemerkung zur Tochter herüberklang: „Gefällt der dat Stöck, Stina?“ Und es gefiel, ohne daß auch nur eine Silbe um den Preis gefeilscht wurde. „Dann dott dem Panz dat Kolljeh öm!“ — war die letzte Äußerung der Mutter, die kaltlächelnd 12 „Blaue“ auf den Tisch des Hauses niederlegte und unter tiefen Bücklingen der Geschäftsdame mit ihrem staatsgemachte Punt den Laden verließ, in dem nur ein paar verblüffte Mienen die Erinnerung an das Weihnachtserlebnis widerspiegeln.

Gottgefälliges Leben.

Vermeidend alle Eitelkeit
Sollst du durchs Leben wallen,
Daß Leib und Seele jederzeit
Gott, deinem Herrn, gefallen!
J. Bergmann.

Weinhändlers Verlegenheit.

Arzt: „Sie sind jetzt auf dem Wege der Besserung und brauchen nur noch Stärkung; Herr Hirsch, trinken Sie nun täglich zwei Schoppen guten, reinen Wein.“ — Weinhändler Hirsch: „Gut, das ist wohl leicht gesagt, aber wo einen solchen hernehmen? und besonders in der jetzigen Zeit.“

Der Offizier ohne Degen.

Der Regiments-Kommandeur hatte schon mehrfach den Wunsch ausgesprochen, die Herren möchten nicht ohne Degen gehen. Von seinem Fenster aus bemerkt er eines Tages den Leutnant K., der diesem Wunsche keine Rechnung getragen hatte. Er bittet ihn, einen Augenblick näher zu

treten. Der Ahnungslose eilt die Treppe hinauf, denkt unterwegs an den Degen, den er nicht hat, ergreift rasch entschlossen denjenigen seines Kommandeurs, der im Vorzimmer hängt, und läßt sich melden. Der Herr Oberst traut seinen Blicken kaum und — bittet den Leutnant K. für den folgenden Tag zum Abendessen. Der Kommandeur steht am Fenster, als K. das Haus verläßt. Der Degen befindet sich natürlich an seinem Plaze im Vorzimmer. Wiederum traut der Alte kaum seinen Augen und fragt die ins Zimmer tretende Kommandeuse: „Sieh mal, rasch, hat der Leutnant K. dort einen Degen an?“ — „Nein!“ war die bestimmte Antwort. — „Aha! wie man sich irren kann, er hat doch einen an!“

Können Sie schweigen?

Ein Geistlicher trat einmal in einen Kaufladen und gab der Frau vom Hause im Namen eines bekehrten Diebes 90 Mk. als Schadenersatz. Die Frau hätte nun gar zu gern erfahren, wer der Dieb war und glaubte es recht schlaun angestellt zu haben und fing nun an: „Hochwürdiger Herr Pfarrer! Mich kümmert das Geld wenig und ich könnte den Verlust desselben leicht verschmerzen, aber ich muß doch wissen, wer es eigentlich gegeben hat. So lange ich das nicht weiß, komme ich aus dem Argwohn nicht heraus. Deshalb ersuche ich Sie flehentlich, mir den Namen des Senders nur so von ferne anzudeuten; ich sage, nur so eben andeuten, oder mir zu sagen, wo ich es am besten erfahren kann; ich würde Ihnen damit zum größten Danke verpflichtet sein.“ — Der Geistliche lächelte und dachte ein wenig nach; dann fragte er die Frau: „Können Sie Stillschweigen halten?“ — „Niemand besser als ich,“ entgegnete das Weib. — „Die Weiber, sagt man, sind von Natur aus geschwätzig, aber ich mache eine rühmliche Ausnahme davon, mir kann niemand Nachteiliges nachsagen.“ — Der Geistliche machte wieder eine Pause, dann sagte er wieder: „Also können Sie wirklich schweigen?“ — Die Frau meinte nun schon, sie habe alles gewonnen und rief aus: „Ohne Zweifel kann ich es und nehme das Geheimnis mit ins Grab.“ — „Nun denn,“ sagte der Herr, „wenn Sie das können, Madame, das ist schön von Ihnen; ich kann es auch,“ sagte er zum Abschiede und

ließ die Frau in ihrer Verblüffung stehen.

Rätsel.

Rebus.

Von A. B.

H r i c h r
g n a t wie Gler

Ziffernrätsel.

Von A. B.

1	8	4	8	Gewächs,					
2	1	7	2	3 Schweizer Gebiet,					
3	1	2	9	Gebirge,					
4	3	4	8	Knabe,					
5	6	9	9	gefüllt,					
6	4	Fluß,							
7	2	3	9	Pferd,					
8	7	8	1	Stadt in Westböhmen,					
9	6	4	Auszeichnung.						
1	2	3	4	5	6	7	8	9	schädlicher Flieger.

Diamanträtsel.

Von A. B.

		N				Buchstabe,
		E	E	E		häufig,
	R	R	R	R	R	englischer Fluß,
T	T	T	Ü	T	T	Teil eines Wärmespenders,
	O	O	Ü	O	O	Abteilung,
		F	F	F		Vorwort,
		N				Buchstabe.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 13:

I. (Rebus.)

Estimofindlein.

II. (Ziffernrätsel.)

Gien, Samoa, Kaukasus, Jlar, Marokko, Omar, fromm, Rom, Afra, Urmia. — Estimofrau.

Die Veröffentlichung der p. t. Rätselauflöser und Gewinner folgt in nächster Nummer.

Schutz gegen die Hitze der Küche. Der Sommer mit seinen heißen Tagen steht vor der Tür. Unter der Hitze der Hundstage hat sonst jeder zu leiden, am meisten aber jene Hausfrauen, die fast täglich beim heißen Küchenherde stehen müssen. Und wie schnell und bequem kann eine solche Qual beseitigt werden. Die Anschaffung einer Olso-Rochliste der „Olso“, Oesterreichischen Beleuchtungs- und Heizungs-Gesellschaft m. b. H., Wien, VII., Stiftgasse Nr. 6, macht den Aufenthalt in der Küche angenehm, denn sie kocht, bratet und backt ohne Feuer und ohne Aufsicht und erspart Mühe, Zeit, Geld und Heizmaterial.

Gröblich, P. Gebhard,
Das wahre Göttertrauen
nach dem Vorbilde des aus-
erwählten Volkes. K 1-80
Verlag Ambros. Opik in Warendorf.

Sensationelle Neuheit!
Feldstecher „Ideal“
mit feinsten, optisch geschliffenen Prima-Prismen,
16 optische Instrumente in einem vereinigt, dabei ganz
zusammenlegbar daher bequem in der Tasche zu tragen.

Der Feldstecher „Ideal“ ist verwendbar als: Feldstecher, Touristenglas, Opernglas, einstellbar für jedes Auge, Augen Spiegel, Reflektor- oder Nasen Spiegel, Mikroskop mit Objektträger für kleinste Beobachtungen zc., Kompaß bester Funktion, Leseglas, Vergrößerungsglas, Doppel Lupe zu Untersuchungen aller Art, Fernrohr und Fernrohr, einstellbar für jedes Auge, Stereoskop-Apparat und Panorama für Ansichtskarten, Photographien zc. Spiegel, stets bei der Hand und hat eine derartige Vielseitigkeit bis jetzt noch kein optischer Apparat erreicht. Preis per Stück mit Beschreibung K 6.— Verkauf per Nachnahme (ins Feld nur gegen Vorauszahlung) durch

M. Swoboda, Wien, III/2, Siebgasse 13-242.



Wunder-Nähähle, nur K 4.90

näht raschest Steppstiche wie eine Nähmaschine. Beste Erfindung, um Leder, zerrissene Schuhe, Pferdegeschirre, Decken, Säcke, sowie alle Arten Stoffe und Kleider etc. selbst flicken und nähen zu können. Unentbehrlich für jedermann. Garantie für Brauchbarkeit. Preis der kompletten Nähähle mit Zwiern, vier verschiedenen Nadeln und Gebrauchsanweisung per 1 Stück K 4.90, 3 Stück K 13.50. Versand per Nachnahme durch

M. Swoboda, Wien, III/2, Gießgasse 13—242.

CAMERAS

aller Systeme, neueste und nur erstklassige Modelle mit Objektiven von Rodenstock, Staebke, Meyer usw. in allen Preislagen, erhalten Sie von uns gegen bequeme

Monatszahlungen

3 Tage zur Probe

mit bedingungslosem Rücksendungsrecht bei Nichtgefallen. Illustrierter Kamera-Katalog gratis

Bial & Freund **Str. Post. 592/2** Wien, VI.

Besuchen Sie uns Mariahilferstraße 103, Mazzanin.

Geehrte Hausfrau

Falls Sie noch keine

Olso-Rochfiste

besitzen, so säumen Sie keine Minute, sich eine solche anzuschaffen. Im Besitze derselben werden Sie sehen, welche Wohltat eine

Olso-Rochfiste

im Haushalte bildet. Sie können in derselben ohne Feuer und ohne jegliche Aufsicht kochen, backen und braten. In einer halben Stunde täglich sind Sie mit Zubereitung der Mittagsmahlzeit fertig und können sich beliebiger anderer Betätigung zuwenden, während Sie das Fertigkochen der Speisen getrost der

Olso-Rochfiste

überlassen. Sie sparen Kohle, Gas, Zeit und Arbeit. Verlangen Sie umgehend einen Prospekt, welcher Sie über die Vorteile, den Wert und die Bedeutung der

Olso-Rochfiste

im Haushalte unterrichtet. Olso-Rochfisten in verschiedenen Größen und Preislagen für den kleinen und größeren Haushalt.

„Olso“

Oesterreichische Beleuchtungs- und Beheizungs-Gesellschaft m. b. H., Wien, 1., Bellariastraße 12.

Interessenten für den Alleinverkauf für Wernsdorf und Umgebung wollen sich an uns wenden!

Kaufe oder pachte oder betellige mich mit 50.000 Kronen aufwärts an einem

Sägewerke oder Mühle

oder an anderen derartigen rentablen, betriebsfähigen

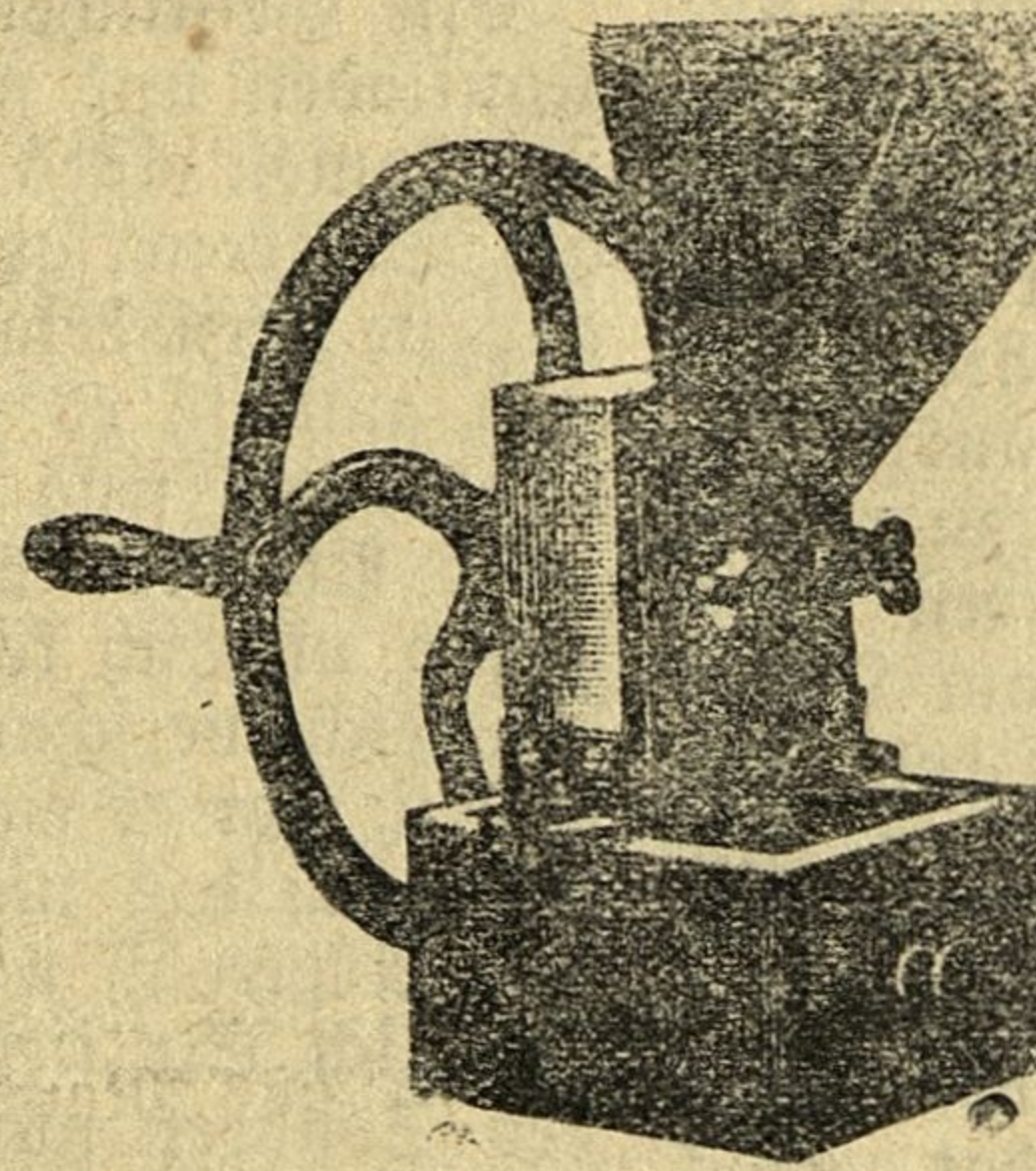
Unternehmen

in den Alpenländern. — Eventuell übernehme für Kriegsdauer die

Leitung eines ähnlichen herrenlosen Geschäftes.

Bin katholisch, deutscher Nationalität, unabhängig, rechtschaffener Charakter, arbeitsfreudig, kaufmännisch gebildet, mit vielseitiger Praxis und tadellosem Vorleben. Beste Referenzen. Briefliche Anträge mit Adresse und genauen Angaben über Art und Größe des Betriebes wollen unter „Nr. 1873/408 a“ an das Inseratenbüro J. A. Kienreich in Graz, Sackstraße 4, gesandt werden. — Für vollste Verschwiegenheit bürgere mit Ehrenwort.

Getreide-Handmühle



Meine Original-Getreide-Handmühle eignet sich vorzüglich zum Grobschroten und Feinmalen jeder Getreidegattung, ist von einfacher, jedoch dauerhafter Ausführung, auswechselbaren

Mahlscheiben aus gehärtetem Material und selbst bei stärkster Benützung fast unverwundlich. Unentbehrlich für jeden Haushalt. Modell 4 mit Handkurbel für kleinen Betrieb, Gewicht 7 kg K 100.—. Modell 5 mit Handschwungrad für größeren Betrieb zirka 12 kg K 120.—. Versand ab Wien gegen Einsendung des Betrages durch die Generalvertretung:

Max Böhnel,

Wien, IV. Margaretenstr. 27.

Als ein billiges, vollständig orientierendes Blatt sei anlässlich des Halbjahreswechsels katholischen Familien bestens empfohlen der

Westböhmisches Grenzboten.

Wöchentlich zweimal erscheinend, halbjährig nur K 5.—, ganzjährig K 10.—, einschließlich Postversand. Auch Bestellungen für Angehörige im Felde werden prompt ausgeführt. — Anzeigenpreis für die Kleinzeile oder deren Raum nur 10 h. Bestellungen, Anzeigenaufträge und Geldsendungen richtet man an den

Verlag „Westböhml. Grenzboten“ in Tachau, Westböhmen.

Drucksachen aller Art liefert jederzeit die Buchdruckerei Ambr. Opitz in Wernsdorf, Nordböhmen.

Bücher u. Zeitschriften

aller Art liefert jederzeit Buchhandlung Ambr. Opitz, Wernsdorf, Nordböhmen.

Jung, gebildeter Mann in gesicherter Lebensstellung, mittelgr., vermögend, musk., von edlem Charakter, sucht

Bekanntheit

mit ebensolchem häusl. Fräulein. Ausführl. Zuschriften, wo möglich mit Bild, unter „Wahres Familienglück“ an die Verwaltung d. Bl.

Herren,

die in Industriekreisen, bei landwirtschaftlichen Vereinen und Landwirten gut eingeführt sind, erhalten eine lohnende

Vertretung

in sehr brauchbaren Konsumartikeln. Offerte an Chemische Fabrik Hugo Pollat, Rgl. Weinberge, Jungmannstraße 33. Fabriktelefon 5455. Kammetelefon 5495